P.O.Germ.
1420 di +1 Sternberg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36634812860013

<36634812860013

Bayer. Staatsbibliothek

Kallenfels.

Von

A. v. Sternberg.

> Je trouve que c'est une folie de vouloir étudier le monde en simple spectateur. Dans l'école du monde, comme celle de l'amour il faut commencer par pratiquer ce qu'on veut apprendre.
>
> *Rousseau.*

Erſter Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1839.

26. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Buch.

Julian.

Erſtes Kapitel.

Keine Kohle brennt ſo heftig,
Keine Flamme ſo heiß,
Als eine ſtille Liebe,
Von der Niemand nichts weiß.
Altes Volkslied.

Auf der großen Straße von Göttingen nach Hannover hielt gegen Abend in einer kleinen Schenke, wenige Stunden von der letztern Stadt entfernt, ein unſcheinbarer Reiſewagen mit zwei Fuhrmannspferden beſpannt. Ein junger Mann ſtieg aus, und hob eine Frau heraus, die in einen Mantel gehüllt war, und einen Schleier vor dem Geſichte trug. Er führte ſie in ein Zimmer, eine Treppe hoch, nahm der Wirthin das Licht ab, befahl ihr ſich zu entfernen, und ſchloß hinter ihr die Thüre ab. Die junge Frau oder das

junge Mädchen hatte ſich auf einen Stuhl am Tiſche hingeſetzt, und indem ſie ihr blaſſes zartes Geſicht auf die Hand ſtützte, ſah ſie mit Augen, in denen Thränen glänzten, zu ihrem Begleiter hinauf, der ſich jetzt vor ſie hinſtellte.

„Biſt Du nun endlich gefaßt auf die Trennung, Leontine? — Es iſt der letzte Augenblick wo wir beiſammen ſind. Du darfſt nicht mehr weinen.“

Sie erhob ſich, und warf ſich an ſeine Bruſt. Ihre langen ſchwarzen Locken fielen auf ſeine Schulter. Sie ſprach nichts, ſie ſchluchzte nicht, ſie ſuchte nach einer Weile ihre auf ſeinem Nakken verſchlungenen Arme zu löſen, aber gleich darauf kettete ſie ſie nur noch feſter.

„Es iſt genug!“ rief er. „Ich müßte den Muth und die Kräfte eines Gottes haben um das zu ertragen.“

Er machte ſich ſanft aus ihren Armen los und zwang ſie auf den Stuhl ſich niederzuſetzen. „Du hältſt Dein Wort nicht, Leontine,“ ſagte

er mißmüthig. „Du verſprachſt Dich zu faſſen, und wo iſt nun Deine Faſſung.“

„Vergieb mir,“ lispelte ſie, und barg ihr Geſicht in ihrem Tuche.

„Nein ich vergebe Dir nicht! Es iſt gegen die Abmachung. Wie willſt Du daß ich mich aufrecht halte, wenn ich Dich zuſammenſinken ſehe. Er wandte ſich ab und ſtand ſchweigend da, indem er mit ſeiner Uhrkette ſpielte. Leontine that einige Schritte durchs Zimmer, dann näherte ſie ſich ihm, lehnte ſich ſanft auf ſeine Schulter und ſagte mit einem Lächeln, das rührender wie ihre Thränen war: „Julian, ich bin ja heiter — Du darfſt mir nicht zürnen!“ —

„So will ich denn dieſen Moment benutzen,“ rief er. „Nimm den letzten Kuß! — Lebe wohl. — Bleibe ruhig die Nacht hier, Du bedarfſt der Ruhe, armes Mädchen. Morgen, ſo früh Du willſt, kehre nach Göttingen zurück. Ich werde der Wirthin Befehle geben, daß ſie für Dich aufs ängſtlichſte Sorge trage.“

— „Julian!“

„Nichts mehr, Leontine, nichts mehr!“

Er eilte die Stiege hinunter. Der Wirthin, die ihm begegnete, gab er ein anſehnliches Geld, indem er ihr einſchärfte die Dame oben keinen Augenblick zu verlaſſen, und auf jedes ihrer Bedürfniſſe Acht zu geben. Dem Kutſcher ſagte er ungefähr daſſelbe. Dann ſchwang er ſich auf ein Pferd, das ihm vorgeführt wurde, blickte noch einmal hinauf zum kleinen erhellten Fenſter, und ſprengte dann eilig die Straße nach Hannover hin. Die Dunkelheit barg ihn bald den Blicken der Nachſchauenden.

Er brachte einen unruhigen Abend und eine ſchlafloſe Nacht in dem Gaſthofe der Reſidenz zu. Ehe er ſich anſchickte die Beſuche zu machen, die ihm oblagen, ſchrieb er auf ein Blättchen, das er aus ſeinem Taſchenbuche nahm, folgende flüchtige Zeilen:

„Armes, armes Mädchen, welch ein Recht hatte ich, räuberiſch in Dein Schickſal einzudrin-

gen und Dich um Deine Zukunſt zu betrügen? Was ſoll nun aus uns beiden werden! Läßt ſich mit einem halben Herzen und einem kranken Geiſte leben? Wir müſſen verſuchen, Leontine, wie weit wir kommen.

Die blaßrothe Hiazinthe liegt vor mir. Ihre kleinen roſenrothen Glocken haben das Feſt unſerer Liebe eingeläutet — jetzt ſind ſie verſtummt. Weißt Du noch, Herz meines Herzens, als ich Dich aus dem Hauſe Deiner Eltern führte, und Du nichts mit Dir nahmſt als nur ein kleines goldenes Herz an Deinem Halſe und jene blaßrothe Hiazinthe in Deinem ſchwarzen Haar! — Bewahre dieſes goldene Herz, ich werde die Hiazinthe bewahren; wenn wir uns einmal wiederſehen, tauſchen wir gegenſeitig unſere Gaben aus. — Wenn wir uns einmal wiederſehen? — O wir werden uns bald und glücklich wiederſehen.

Laß vor allen Dingen Ruhe in Dein Herz kommen. Mit der Außenwelt kommſt Du nur ſo viel in Berührung als Du ſelbſt willſt. Iſt

es Dir anders ſo zu Sinn, ſo können Wochen, Monate vergehen, ehe Du auch nur einem jener gleichgültigen Geſichter begegneſt, die draußen herum ſchwärmen. Dein Häuschen liegt ſo verſteckt. Für Deine Bedürfniſſe wird der ehrliche Pfarrer ſorgen; er iſt der Einzige, der vielleicht ahnet, wie viel näher als Bruder und Schweſter wir uns angehören. Ich bleibe fortwährend mit ihm in Verbindung, aber ich habe ihm verboten Dir zu ſagen, wo mich ſeine Briefe treffen; ich fürchte, Du möchteſt mir ſchreiben, und dieſe Mittheilungen, ſo ſehr ich ſie wünſche, würden mich muthlos machen, und mir jeden Vortheil, den ich mir hier mühſam erobern muß, wieder aus den Händen reißen. Darf ich ſtille ſtehen auf meinem Wege, iſt es mir erlaubt, wenn auch nur auf wenige Minuten, umzublicken nach dem verlaſſenen Paradies der Liebe und Tugend, dann ſollſt Du die Erſte ſein, die von dieſer glücklichen Pauſe Nutzen zieht; ich werde dann mit eben ſo viel Ungeſtüm Deine Briefe fordern, als ich jetzt

ſchmerzliche Ueberwindung nöthig habe um ſie zurückzuweiſen.

Ich weiß, Du mißverſtehſt mich nicht. Wie oft ſagte ich Dir, wenn wir beiſammen auf der Bank vor Deinem Häuschen ſaßen, und der laue Sommerabend mit dem Duft der Blumen uns zärtlich ſchmerzliche Gefühle zuzuwehen ſchien, wie oft ſagte ich Dir da: es könnte nicht ſo bleiben; ich würde Dich einſt verlaſſen müſſen. Dieſes „einſt" iſt nun gekommen. Ich trete in die Welt hinaus. Mit der letzten Blume, die Du mir gabſt, mit dem letzten Kuß, den ich Deiner erbleichenden Wange raubte, hab' ich meine Jugend beſchloſſen. Dir iſt vergönnt, den glücklichen Traum fortzuträumen; hinter Deinem Epheugitter, bei den Roſen und Lilien Deines Gartens, bei Mondlicht und Einſamkeit bleibſt Du jung und zärtlich; ich muß mich an harte Verhältniſſe und noch härtere Menſchen ſtoßen. Sie werden kommen und werden die Gedanken, die Dir gehören, die Gefühle, die von Deinem Lächeln Wärme und

Leben empfingen, in ein eiſern Joch ſpannen, um ſie zu zwingen, Dienſte zu thun. Deine Gedanken, Deine Gefühle werden frei bleiben, ihr Flug wird durch keine Feſſel gehemmt werden, wenn ſie den fernen Freund aufſuchen wollen. Zu allen Stunden darſt Du Dir geſtehen daß Du liebſt. Hierin liegt ein Glück, Leontine, zu dem nur das Weib berechtigt wurde. Empfinde dieſes Glück, und ſei dafür dankbar.

Der Pfarrer hat den Auftrag, wenn Briefe von deiner Mutter einlaufen, ſie Dir ohne Rückhalt einzuhändigen. Was dieſe Briefe auch enthalten mögen, es iſt beſſer für Deine Ruhe daß Du ihren Inhalt erfahreſt, als daß Deine Phantaſie mit Schreckbildern gepeinigt werde. Jetzt lebe nochmals wohl. Bedenke daß Du der beſte Theil meines Daſeins biſt und ſchone Dich.“

Dieſen Brief faltete er zuſammen und übergab ihn einem treuen Boten, dann warf er ſich in ſeine Kleider, um die Stunde nicht zu verfehlen, wo ſein Vater ihn erwartete.

Auf dem Wege nach dem Hotel des Grafen Kallenfels faßte Julian, um ſich zu ſammeln und auf den Anblick ſeines Vaters vorzubereiten, noch einmal in Gedanken ſeine ganze Stellung zuſammen. Sie war eben keine durchaus gün=ſtige. Er hatte das, was man gewöhnlich „große Hoffnungen" zu nennen pflegt; aber die Realiſi=rung dieſer Hoffnungen trifft oft erſt mit grauem Haar und einem gebeugten Rücken zuſammen. Julian war jung, feurig und ſtrebend. Er hatte ſeine Kindheit im Hauſe eines Onkels zugebracht, den wir ſpäter genauer ſchildern werden, der zu den ſeltenen Charakteren gehörte, die ſich im Strudel der großen Welt fein, empfindſam und geiſtreich ausgebildet haben, die aber immerdar etwas Weichliches beibehalten, was ſie der Welt entfremdet. Von dieſem Onkel hatte Julian vieles angenommen; er hing mit der Zärtlichkeit eines Sohnes an ihm, und der ältere Mann behandelte den Jüngling, auf den er ſeine ſchön=ſten Hoffnungen ſetzte, als ſeinen beſten und ein=

zigen Freund. Dieſes Verhältniß wurde von Julians Vater ohne Eiferſucht gerne geduldet. Der Graf Kallenfels hatte ein Leben voll rauher Entwürfe und ehrgeiziger Pläne, oft begünſtigt, öfter verlaſſen vom Glück, geführt. Er war alt geworden und fand ſich jetzt im Gewühle der Welt einſam ſtehend, ohne Freunde; er beſann ſich daß er einen erwachſenen Sohn habe, aber es war keine Zeit mehr ſich um deſſen Liebe und Anhänglichkeit zu bewerben. Vater und Sohn waren immer getrennt geweſen; der Eine kannte den Andern faſt nur von Hörenſagen, und während der Graf ſich immer noch beſann, ob er ſeinem Sohne Zutritt zu ſeinen Gedanken und ehrgeizigen Hoffnungen gewähren, ob er ihn zu dieſer oder zu jener Partei erziehen ſollte, war Julian ſchon zu eigenen Anſichten herangereift, und es konnte jetzt nur die Rede davon ſein, ihn ſo zu nehmen wie er war. Oft kam der Graf um ſich bei ſeinem Bruder zu erkundigen, welcher Sinnesart ſein Sohn ſei, und der Präſident be=

antwortete dann dieſe Fragen mit jener feinen Behutſamkeit, die ihm eigen war. Der Bruder fühlte ſich beleidigt, denn er merkte, daß man nicht offen gegen ihn war, er fürchtete, Julian möchte ſich auf der Univerſität in Verbindungen eingelaſſen haben, die von den Machthabern gehaßt und verfolgt würden, aber mitten in dieſen Befürchtungen erlahmte ſchon wieder ſeine Theilnahme. Er hatte ſo viele eigne Pläne und Abſichten, er fühlte ſich ſelbſt noch ſo weit von ſeinem Ziele, daß er in ſeinem ſchnellen und eiligen Lauf kein anderes Intereſſe, und ſelbſt das eines Sohnes nicht, aufnehmen mochte. „Du wirſt für ihn ſorgen, ich überlaſſe ihn Dir!“ Mit dieſen Worten ſchloſſen ſich immer die kurzen Unterredungen der beiden Brüder über Julian, und der Präſident war damit ganz zufrieden.

Vielleicht hätte ſich der Graf nicht ſo ganz in der paſſiven Stelle gefallen, wenn Julian ein großes Vermögen von ihm zu erwarten gehabt hätte; allein hier zeigte ſich eine Art falſcher

Scham beim Vater. Die Betrachtung über das Schickſal des Sohnes fiel mit empfindlichen Gewiſſensvorwürfen zuſammen, die der Graf in Rückſicht der Verwaltung des Vermögens ſich zu machen hatte. Ein anſehnlicher Reichthum war geſchmolzen; verfehlte Unternehmungen, gewagte Speculationen hatten Jahr auf Jahr große Summen hinweggerafft; der Graf brauchte immer mehr, es konnte vom Sparen nicht die Rede ſein, bevor ein gewiſſes Ziel nicht erreicht war, und hier war es wo Julians Daſein ſeinem Vater wahrhaft unbequem fiel. Seine Liebe für den Sohn war nicht ſtark genug um ſeine ehrgeizigen Pläne aufzuwiegen; im Gegentheil er fühlte ſich durch den herangewachſenen und ebenfalls ſtrebenden Sohn gleichſam zur Ruhe gewieſen. Er ſah den Zeitpunkt kommen, wo er eine verhaßte und beſchwerliche Rechenſchaft von dem Wenigen was erreicht, und von dem Vielen was verloren war, ablegen mußte, und dieſe Betrachtungen machten, daß er ſich immer mehr daran gewöhnte Julian

gleichſam nicht als ſein Eigenthum zu betrachten, daß er den Jüngling ſammt der Liebe und dem Vermögen, das er zu fordern hatte, ſtillſchweigend ſeinem reichen Bruder abtrat, der ein Hageſtolz war, und der Julian ſo zärtlich liebte.

Zweites Kapitel.

— Dis moi, qui tu veux que je sois;
Car encore faut-il bien que je sois quelque chose.
Molière, Amphitruon.

So mancherlei Betrachtungen Julian auch über die Kälte und Rückſichtloſigkeit ſeines Vaters mochte angeſtellt haben, ſo verſchwanden ſie doch jetzt immer mehr je näher er dem prächtigen Pallaſt ähnlichen Gebäude kam, wo der Graf Kallenfels ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte, und in deſſen geſchmackvollen Sälen er zweimal wöchentlich bei einer ſplendiden Tafel die Staatsmänner und Politiker der Reſidenz zu verſammeln pflegte.

Julian gab ſich dem Portier zu erkennen, dieſer übertrug ihn mehreren Dienern, und endlich

fand ſich einer der den Namen des Sohnes in das Kabinet des Vaters trug. Eine läſtige und lächerliche Ceremonie. Aber Graf Kallenfels glaubte Urſache zu haben ſich vor dem „göttinger Studenten“ ein wenig in Acht zu nehmen. — Er hatte Julian in dem Zeitraume eines halben Jahres nicht geſehen, und war jetzt ſichtlich erfreut einen jungen ſchönen Mann eintreten zu ſehen, der nichts Auffallendes in ſeiner Kleidung und nichts Gefährliches in ſeinen Mienen hatte.

„Ah — ſehr erfreut Dich zu ſehn! — wann angekommen? — Man hat Dich ſchon geſtern erwartet. Es liegt eine Karte für Dich bereit, zu einem Mittag bei Deiner Tante. — Nun, mein Sohn, ich wünſche, daß es Dir hier gefallen möge. Setze Dich; mach Dir es bequem. Du biſt groß gewachſen; man liebt hier lange Leute.“

Julian erwiederte den Händedruck ſeines Vaters. Sein Auge ſuchte ein zärtliches Lächeln, einen freundlichen Wink im Antlitz des Grafen, aber es wurde nichts gewahr als Zerſtreutheit

und Befangenheit. „Ich ſtöre Sie doch nicht, theurer Vater?“ rief er mit Beſorgniß.

„Stören? welche Frage. Kann wohl ein Sohn jemals den Vater ſtören? — Ich ſage Dir Du biſt willkommen. — Johann! lege meine Uniform in's Kabinet, und den Orden, das rothe Band, das ich das letzte Mal bei Hofe trug. — Bleibe ſitzen; ich ſage Dir, ich habe noch fünf Minuten Zeit um mit Dir zu plaudern. O ich kann Dich verſichern, daß ich ſchon lange mich auf dieſen Augenblick gefreut habe. Es giebt jetzt ſo mancherlei zu bedenken und zu thun. Wo ich mit meinem Einfluß ausreiche will ich ihn anwenden; im Uebrigen verlaß Dich aber auf den Präſidenten.

Julian erröthete: „Erlauben Sie, mein Vater,“ ſagte er mit einem beſcheidenen Tone, „daß ich mich im Uebrigen auf mich ſelbſt, auf meine eignen Kräfte verlaſſe. Ich habe etwas gelernt.“ —

„Ganz recht, Du biſt jetzt vier Jahr abwechſelnd in Berlin und Göttingen geweſen, da kann

man ſich ſchon bilden. O ich zweiſle nicht daß Du den Hoffnungen entſprechen wirſt die dein Onkel, die ich, auf Dich geſetzt haben. Es giebt jetzt grade eine Zeit, wo — doch davon ein anderes Mal. Du könnteſt jetzt grade — aber das paßt nicht in dieſe Stunde. Wie ſteht es mit Deinen Grundſätzen, haſt Du ſie ſo legitim erhalten, wie Du ſie anfangs anzunehmen Gelegenheit hatteſt? — Man kömmt hier und da in ſchlechte Geſellſchaften.

„Sprechen Sie als Politiker oder als Vater?“

„Eine ſonderbare Frage!“ rief der Graf erſtaunt. „Aber ſo iſt die Jugend. Alle Dinge müſſen ſich auf ſcharfe Gegenſätze trennen laſſen, überall werden Situationen und Verhältniſſe geſchieden. Doch ich verlange jetzt keine Disputationen, auch will ich mir ein anderes Mal Zeit nehmen auf Deine Fragen zu antworten. — Es wird wohl dabei bleiben, daß Du fürs Erſte nach Wien gehſt, verſtehſt Du? — Der Präſident findet das am paſſendſten; und auch ich bin

dieſer Anſicht. Haſt Du Deine Tante ſchon geſehen?"

„Nein."

„So beſuche ſie, halte ſie warm. Bedenke daß Du von ihr zu erben haſt. Mit ihrem Gelde kannſt Du über kurz oder lang eine Rolle ſpielen, die dir niemals gelingen würde, wenn Du blos mich zu beerben hätteſt. Vergiß das nie. Andere Väter würden dies nicht ſo offen ſagen, allein ich bin nicht der Thor der es verheimlicht, um Dich dann in eine falſche Stellung zu bringen. Ich thu überall meine Pflicht."

„Ich habe bis jetzt nichts entbehrt," ſagte Julian. „Ihre Güte hat mich überflüſſig mit Allem verſorgt."

„Ach mein Sohn, das ſind nur Phraſen. Lerne erſt die Welt kennen, ermiß das ungeheure Feld der Wünſche, und dann ſprich von Entbehrungen. Aber es iſt Zeit das wir uns trennen; ich habe Dir von der Viertelſtunde, die ich zu meiner Toilette nöthig habe, ſchon fünf Mi-

nuten geopfert. Auf Wiederſehen! Du kannſt Deine Effekten in die Zimmer rechts von der Treppe bringen laſſen.“

Der Sohn machte dem Vater eine Verbeugung, und dieſer erwiederte ſie mit einem leichten Kopfnicken. Der Eine verlor ſich in ſein Kabinet, und der Andere ſtieg langſam und in Gedanken verſenkt die Stiege hinab, um ſich zurück in ſeinen Gaſthof zu begeben. „Das war das Wiederſehen zwiſchen Vater und Sohn!“ murmelte er vor ſich hin, als er ſich auf der Straße ſah und die eleganten Kutſchen an ihm vorbeiraſſelten.

Es giebt Momente, wo der unerträgliche Kontraſt zwiſchen „ſonſt“ und „jetzt“ uns faſt zu Boden drückt. So war es dem armen Julian zu Sinne. Eine ſtarke, ſchnell niederfallende Scheidewand, trennte hier Glück, Poeſie und Wärme von Kälte, Politik und Alleinſtehen. Eine reizende Ausſicht voll Blüthen und Frühlingsſchimmer verdeckt durch die ſtarre Mauer des

Convenzionellen. Julian war erſt zwanzig Jahr alt, in dieſem Alter iſt man zwar vorbereitet auf den Konflikt des Schalen mit dem Reellen, aber er trifft einen nicht minder hart.

Noch ehe er ſein Hôtel erreicht hatte, ſah er die Kutſche ſeines Vaters vor dem Hauſe des Miniſters vorfahren. Er wußte nicht, daß der Graf ihn ſchon lange beobachtet hatte, er ahndete nicht, welche Gefühle in dem Herzen dieſes Mannes kämpften, der eiferſüchtig auf die künftigen Erfolge ſeines eigenen Sohnes war. Kallenfels hatte geglaubt Julian in einem Aufzuge, in einer Verfaſſung vor ſich erſcheinen zu ſehen, die gleichſam jeden ehrgeizigen Plan fürs Erſte beſeitigte. Er hatte gefürchtet ihn weit unter dem Bilde eines jungen Mannes von Welt zu finden, und zugleich war dieſe Befürchtung eine Quelle der Beruhigung und der Hoffnung geworden; jetzt hatte er dieſen Sohn geſehen, ſchön, mit einer Geſtalt voll Adel und mit einem Auge voll Feuer, in Ton und Miene das Bewußtſein

der ſtolzen Erwartungen, zu denen ſeine Stellung, und ſeine geiſtigen Mittel ihn berechtigten, und er mußte ſeine früheren Träume fahren laſſen. Die Eitelkeit eines Mannes von vierzig Jahren iſt vielleicht die allerhartnäckigſte und empfindlichſte. Während Julian ſprach hatte der zerſtreute Blick ſeines Vaters ſeine Züge beobachtet, auf den Ton ſeiner Stimme gelauſcht, und nichts von all den kleinen Vorzügen war ihm entgangen, die in Julian zuſammentrafen, um im Verein mit ſeinen großen Eigenſchaften ſeiner Erſcheinung jenen eigenthümlichen Liebreiz zu geben, den der Graf nie beſeſſen hatte, und der vielleicht eine beneidenswerthe Gabe der Erziehung des Präſidenten war. Gleich nach der Entfernung des jungen Mannes fand der Graf vor ſeinem Spiegel zum erſten Male die deutlichen Spuren des Alters in ſeinem Antlitz. Er wurde unruhig und mißmuthig. Seine hohe Stirn erſchien ihm lange nicht mehr ſo ſchön und ſtolz gewölbt, ſeitdem er ſich nicht mehr verhehlen konnte, daß das

wenige gelockte Haar ſtark mit Grau gemiſcht war. Seine dunkeln Augen, deren Glanz und Friſche er hatte rühmen hören, zeigten ſich ihm heute matt gegen die eigenthümliche Glut, die in dem von langen Wimpern halb verſchleierten Auge Julians brannte.

Er gab, indem er dieſe Bemerkungen machte, ſeinen Vorſatz auf, Julian bei Hofe vorzuſtellen.

Als dieſer in ſeinem einſamen Zimmer angelangt war, fand er einen Brief des Präſidenten vor, worin ihn dieſer zu früher Stunde morgen auf ſeine Villa einlud. Der Brief enthielt die wärmſten und zärtlichſten Ausdrücke, und Julians Herz ſchlug wieder lebhafter, als er das Papier zuſammenfaltete und einſteckte. Er beſuchte einige Freunde, die er von der Univerſitätszeit kannte, und die eine bürgerliche Laufbahn angetreten hatten. Im heitern Geſpräch mit ihnen verflogen die Stunden ſchnell, und Julian entdeckte endlich daß es die höchſte Zeit ſei um ſich bei dem Diner ſeiner Tante einzufinden.

Drittes Kapitel.

„Er beobachtete mich genau, um zu prüfen, ob das Roth meiner Wangen die natürliche Farbe der Jugend und Geſundheit ſei.“

Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen.

Wie Julian die Hausklingel ſeiner Tante berührte erinnerte er ſich, daß Frau von Rotenſtein den Ruf einer ausgezeichneten Schönheit genoſſen hatte. Sie war die ältere Schweſter ſeiner Mutter, und nur drei Monate mit dem Herrn von Rotenſtein verheirathet geweſen. Als eine Wittwe von dreißig Jahren, ſchön und reich, hatte ſie viele Bewerber gehabt, aber ſie entſchloß ſich ihre Zuneigung unter Bedingungen zu verſchenken, die ihr nicht ſo läſtig und ſo feſſelnd waren als die Ehe. Ihre Klugheit und ihre Welterfahrung verbargen vor dem Publikum ihre

kleinen Intriguen und Abentheuer, und der glänzende Hof Jerôme Bonapartens, an dem damals die moderne Frivolität mit dem romantiſchen Schimmer der alten chevaleresken Ritterpoeſie zuſammenſchmolz, gewährten einer Dame von dem Charakter der Frau von Rotenſtein einen Schauplatz des Vergnügens, wie ſie ſich ihn nur wünſchen konnte. Mit dem Königreich Weſtphalen ging auch die Jugend der Frau von Rotenſtein zu Ende, der Congreß von Wien fand ſie als eine alte Dame mit hiſteriſchen Zufällen, und einer ſtarken Portion frömmelnder Sentimentalität. Sie zog ſich nach ihrer Vaterſtadt zurück, und bewohnte jetzt, weil ſie behauptete das Geräuſch der Wagen auf dem Pflaſter nicht vertragen zu können, ein Haus in der Vorſtadt, das von der ohnedies einſamen Straße noch durch einen großen Gartenplatz getrennt wurde. Ein verdeckter Gang mit Arkaden führte in eine Art von Halle, die auf das reinlichſte geputzt war, in der aber auch die Stille und Einförmigkeit

eines Kloſters herrſchten. Man ſah, wie in einem verzauberten Schloſſe, keine lebende Seele, und nur die hellglänzenden Klingelſtöcke mit ihren darunter befindlichen Platten, auf denen der Name der Perſonen ſtand, die man herbeizurufen beabſichtigte, zeugten von dem in den einſamen Mauern verſteckten Leben. Julian entſchloß ſich einen dieſer Geiſter zu citiren. Auf ſeinen Ruf erſchien ein ältlicher Diener in ſchwarzer Kleidung, und mit den ernſthafteſten Mienen von der Welt.

„Iſt dieſes die Stunde, in der die gnädige Frau ſpeiſ't, oder komme ich etwa zu früh?“ fragte Julian nachdem er ſeinen Namen genannt hatte.

„Belieben Sie nur hinaufzuſteigen,“ war die Antwort mit einer tiefen Verbeugung. „Die gnädige Frau iſt zwar krank, und wird nicht bei Tafel erſcheinen, aber der Kaplan, der ehrwürdige Herr Ignaz, (Frau von Rotenſtein war katholiſch) erwartet ſie oben.“

Julian fand in einem kleinen, koſtbar bekleideten Salon, den Gewiſſensrath und zwei ältliche

Damen, Geſellſchafterinnen der Frau vom Hauſe, verſammelt. Man ſetzte ſich unter ſtummen Begrüßungen zu Tiſche. Obgleich mitten im Sommer waren dennoch alle Fußböden mit Teppichen belegt, damit durch die Tritte der Dienerſchaft kein Geräuſch verurſacht werde. In der That hörte man auch nicht den mindeſten Laut. Alle Perſonen in dem kleinen Gemache bewegten ſich ſchattenartig durcheinander. Das alte prächtige Porzellan aus Meißen glitt ohne das mindeſte Geräuſch aus den behandſchuhten Händen der Diener auf den Tiſch, und verſchwand eben ſo wieder. Die ſilbernen emaillirten Meſſer klapperten nicht, und die hellen gewölbten Kryſtallgläſer klirrten nicht. Die ganze Unterhaltung beſtand in einigen Erkundigungen, die der Geiſtliche einzog, und in ein paar gleichgültigen Fragen, die die beiden Damen ſich erlaubten. Nach der Tafel wurde Julian in das Zimmer ſeiner Tante gerufen.

Sie lag auf einer Couchette, in Shawl's

eingehüllt, durch einen Luftſchirm von rothem Taffet vor dem Schein der Lampe geſchützt, die vor ihr auf dem Tiſche ſtand. Sie reichte ohne ſich aufzurichten ihrem Neffen eine magere, aber ſchön geformte Hand, die er küßte, und dann den Platz in einiger Entfernung von ihrem Ruhebette einnahm. Sie beobachtete ihn lange ſchweigend, ehe ſie ſich entſchloß ihn anzureden. „Du findeſt mich um vieles kränker, ſagte ſie endlich mit einer von Huſten unterbrochenen Stimme. Als wir uns zum letzten Male ſahen, konnte ich es noch in der — Straße aushalten; jetzt würde mich der Lärm in weniger als einer Stunde tödten. — Nun, Du haſt alſo Deine Studien vollendet? Dein Onkel und der Vater haben mir von Dir ſtets die beſten Nachrichten gegeben. Aber lieber Julian was ſoll, ums Himmelswillen, der abſcheuliche Bart? Schon als Du meine Hand damit berührteſt litten meine Nerven. Iſt das jetzt Mode?

„Liebe Tante,“ entgegnete Julian mit Lä=

cheln, „ich hatte dieſen Bart ſchon wie wir uns das letzte Mal ſahen.“

„So, — ja Du haſt ſtets etwas Wildes in Deinem Weſen gehabt.“

„Wäre ich ſo glücklich geweſen immer eine ſo aufmerkſame Beobachterin, und eine ſo große Kennerin der guten Sitten in meiner Nähe zu haben, ſo könnte mein Aeußeres ohne Zweifel ihren Wünſchen beſſer entſprechen.“

„Das ſagte ich nicht; ſo wie Du gerade biſt, iſt's mir recht. Ich habe die durchaus zierlichen und verweichlichten Männer nie leiden können. Was ſagſt Du zu dem neuen politiſchen Buche Chateaubriand's? Hier liegt es. Ach wie ſüß und reizend iſt die Atala; René hat gefühlvolle Stellen, aber ſchon Längen. Die Reiſe nach Paläſtina iſt recht hübſch für die Nachmittag-ſtunde eines jungen Diplomaten, aber dieſes Buch — ich geſtehe, um damit zu Ende zu gelangen ohne einzuſchlummern habe ich eine gute Portion Schnupftaback nöthig gehabt.

Julian beobachtete ſeine Tante, während ſie ſprach näher, und fand daß ſie noch wirklich ſchön genannt werden konnte. Er wußte nicht, welche Toilette vorher gegangen war um ihm dieſes leidlich hübſche Gemälde zu verſchaffen. Frau von Rotenſtein hätte um alle Schätze der Welt nicht mögen in den Augen ihres Neffen als eine ſogenannte „ehrwürdige Perſon“ erſchei= nen wollen. Dennoch vermied ſie zugleich allen Anſchein von Leichtfertigkeit in dieſem tête-à-tête, das ſie angeordnet hatte, um von einem geliebten Neffen Abſchied zu nehmen, der ſie wahrſcheinli= cher Weiſe nie wiederſah. Von dieſem Stand= punkt ausgehend, war ihr Benehmen und ihre Toilette die einer ältern Freundin, die man al= lenfalls früher konnte leidenſchaftlich geliebt ha= ben, zu der man jetzt aber nur die zarteſte Regung der Hochachtung fühlte. Ihre ſchönen Augen hatten noch nicht verlernt zu erobern, und ihre bleichen eingefallenen Wangen erhielten durch den rothen Luftſchirm eine zarte und blü=

hende Färbung; faſt eben ſo wie man koſtbaren Antiken durch rothe Vorhänge ein täuſchendes Leben verleiht.

Die Tante bemerkte den vortheilhaften Eindruck, den ſie auf den Neffen machte, und ſagte mit lebhafterer Stimme: „Aber ich ſeh nicht ein weshalb Dich Dein Vater durchaus fortſchickt. Sollten denn hier in unſerer Stadt keine gute Parthieen für Dich aufzutreiben ſein?“ —

„Beſte Tante“ —

„Nein, nein, ich ſpreche in vollem Ernſt. Du haſt Vorzüge, die jeder Frau von Bildung in die Augen ſpringen müſſen. Dein Vater kann ſich nicht rühmen jemals eine ſo gute Taille, und ſo hübſche Augen gehabt zu haben. Aber wieder auf Chateaubriand zu kommen. Du mußt nach Paris gehen. Wien iſt eine hübſche Stadt, aber ich wüßte keine in Deutſchland, wo ſich ein junger Mann für die große Welt ſo vortheilhaft ausbilden könnte wie in Paris.“ Dieſen letzten Theil der Rede hielt Frau von Rotenſtein

in franzöſiſcher Sprache, und ſie ſetzte eilig hinzu: „Ja wenn wir noch die franzöſiſchen Höfe in Deutſchland hätten, wie vor dreißig Jahren."

„In dieſen Wunſch kann ich nicht einſtimmen," erwiederte Julian. „Wir müſſen froh ſein, daß wir dieſe kleinen übermüthigen Tyrannen los geworden." Die Tante ſah ihn erſtaunt an. „Wie?" rief ſie, „Du haſt Doch nicht vor, ein neues Feſt auf der Wartburg zu feiern?"

„Nein, liebe Tante, aber ich habe vor, ſo viel es an mir liegen wird, den Stolz und die Eigenthümlichkeit des deutſchen Charakters überall darzulegen, unbekümmert um den fremden Einfluß."

„Sprich nicht ſo laut; meine Nerven vertragen das nicht."

Julian ſtand auf um ſich zu beurlauben.

„Bleibe noch etwas; ich weiß ja nicht, ob wir uns jemals wiederſehen werden. Alſo Du willſt Deinen beſondern Weg in der Welt gehen? Daran erkenne ich den eigenwilligen Charakter

meiner verſtorbenen Schweſter. Sie war durch nichts zu lenken; allein Du biſt ein Mann, und in Deiner Stellung gilt der Eigenſinn oft für Charakterſtärke. Aber Eines verſprich mir, Julian. Nein, mache nicht dieſe erſtaunte Miene, — was ich jetzt bitte, hab ich zu fordern. Laß Dich nie von Deinen Leidenſchaften zu einer heimlichen Ehe verleiten. Eine Frau, der ein Mann ſeine Liebe nicht öffentlich eingeſtehen darf und die doch die Anſprüche einer Verheiratheten kund giebt, iſt geſchaffen um ſein Unglück zu machen.“

Julian erröthete unwillkührlich und ſchwieg.

„Du antworteſt mir nichts auf meine Beſorgniſſe,“ ſagte Frau von Rotenſtein mit ängſtlicher Stimme; „ich will nicht hoffen, daß Du einer ſolchen Thorheit nahe warſt, vielleicht gar ſie ſchon begangen haſt? Ich habe oft Deinen Onkel auf eine Gefahr der Art aufmerkſam gemacht, allein der Präſident iſt eine poetiſche Natur; er würde am Ende dergleichen Thorheit

noch begünſtigt haben. Nun, rede doch — antworte mir, iſt Dein Herz noch frei?"

„Das ſind meine Geheimniſſe, beſte Tante," ſagte der Neffe mit einer ſichtlichen Anſtrengung eine Empfindlichkeit zu bezwingen, welche hier ſchlecht am Platz geweſen wäre. Er faßte die Hand der Dame, und indem er ſie zärtlich zu ſeinen Lippen führte, ſagte er: „Kann eine Frau, die ſo viele und ſo glänzende Triumphe gefeiert hat, mir Unempfindlichkeit gegen ein Geſchlecht vorſchreiben, deſſen Zierde ſie iſt?" —

Frau von Rotenſtein lächelte: „Was weißt Du von meinen Triumphen? Ich will mich in keinem Stücke zum Muſter hinſtellen. Ich habe gelebt, wie in dieſer ſchlimmen Welt reiche Erbinnen zu leben pflegen. Nur in einem Stücke kannſt Du füglich von mir lernen, und dieſes iſt in meiner Scheu vor der Ehe. Es iſt damit nicht eine Meſalliance im alten Sinne gemeint, denn eine ſolche giebt es nicht mehr ſeitdem man die Souverainität des Geldes proklamirt hat,

ſondern jede Verbindung die uns hemmt ſtatt weiter fördert, und die Veranlaſſung zu einer ſolchen wird Einem, in Deinen Jahren beſonders, faſt täglich in den Weg gelegt. Alſo Deine Hand darauf, mein Sohn — keine heimliche Ehe! Liebſchaften ſo viel du willſt; die tolerire ich. Du wirſt Dich vielleicht wundern, daß ich in ſo entſchiedenen Beſtimmungen rede; allein ich nehme das Recht einer kränklichen Frau in Anſpruch, die mit ihrem Erben ſpricht. Wir müſſen nothwendig Freunde bleiben, und ich verſichere Dich wir bleiben es nicht, wenn Du einen dummen Streich obiger Art machſt. Jetzt lebe wohl."

Frau von Rotenſtein ſuchte ſich etwas aufzurichten, aber ſie that es mit der gehörigen Vorſicht, daß ſie nicht aus dem Bereich des rothen Scheins ihres Lichtſchirms herausrückte. Sie überreichte ihrem Neffen einen Ring von alter Faſſung, aber mit einem Solitair geſchmückt, der auf fünf Tauſend Thaler geſchätzt wurde.

Viertes Kapitel.

Man muß weiſer ſein, als man oft ſcheinen darf.

La Rochefoucault: Maximes.

Julian fühlte ſich erleichtert, als der Beſuch bei ſeiner reichen Tante zu den ſchon geſchehenen Dingen gehörte. Das Wiederſehen, das ihm jetzt bevorſtand war ganz anderer, und viel erfreulicherer Art. Hier galt es nicht einen ungleichen Kampf mit zurückgehaltener Jugend und anmaßendem Alter, mit friſcher Weltanſchauung und verjährten Vorurtheilen, mit einer freien und offenen, und einer erbitterten und launiſchen Stimmung. Der ehrliche Präſident, obgleich er, wie nicht zu läugnen, etwas Weibiſches an ſich hatte, war doch weit entfernt dem Muſter zu

gleichen, das wir eben verlaſſen haben. Bei dem Onkel Clemens, wie man ihn in der Familie nannte, waltete viel Weichheit und Sanftmuth vor. Er war nicht im Stande dem niedrigſten oder verachtetſten Geſchöpfe wehe zu thun, er vergoß zu Zeiten Thränen, er liebte die Kinder und Blumen, er machte Verſe und zeichnete Stickmuſter, er hatte einen weißen Teint und auffallend kleine Hände, er liebte Ringe zu tragen, und war furchtſam Pferde zu beſteigen, er rauchte keinen Taback und parfümirte ſeine Handſchuhe, — alle dieſe Dinge erklärte die Verwandtſchaft für weibiſche Eigenſchaften, und es iſt wahr man würde ſie nicht wählen, wenn man das Colorit zum Helden eines Romans zuſammentrüge; aber der Onkel Clemens hatte auch nie Anſprüche gemacht, der Held eines Romans zu werden. Er gehörte zu den liebenswürdigen Charakteren, nicht zu den ſchimmernden. Wenn man ſeine Eigenſchaften analyſirte, eine Procedur, die man aber in der Regel unterläßt bei Menſchen die

wir lieben, fand man keine einzige große Tugend, aber eine ganze Maſſe kleiner Tugenden, die zuſammengenommen für die Freunde des Onkel Clemens, die ihn verſtanden, die eine fehlende große Tugend aufwogen, die ſie vielleicht nicht verſtanden hätten. Man hätte von ihm ſagen können, daß er durch zu viel Poeſie ſich ſein Leben verkümmerte. Es iſt hier nämlich nicht von der Poeſie die Rede, die gedruckt und in Bücher gebunden verkauft wird, ſondern von jener Poeſie, die gegenüber einer kalten verſtändigen Welt, unſere Pläne lenkt und unſere Handlungen beſtimmt, und die auf einem „ſchönen Irrthum des Herzens" beruht. Hier half ihm nun die Maſſe kleiner Tugenden zu nichts. Die eine große hätte ihn vielleicht zu einem ausgezeichneten Dichter, zu einem berühmten Muſiker, zu einem bedeutenden Staatsmanne gemacht, anſtatt daß er jetzt nur ein liebenswürdiger, aber zugleich ſchwacher Menſch war.

Er ſtand ſeit einer Stunde ſchon mit dem

Fernrohr am Fenſter ſeiner Villa um auf Julians Erſcheinen zu harren. Von Minute zu Minute wuchs ſeine Ungeduld; er legte das Glas hin, warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl, ergriff eines der Bücher, die eben aus der Stadt angelangt waren, er ſtand auf, that einige Schritte durchs Zimmer, und blieb dann wieder vor dem Fenſter ſtehen, um auf die Landſtraße zu blicken. Endlich ward auf dieſer ein Wanderer ſichtbar, der mit rüſtigen Schritten vorwärts eilte. Es war eine ſchlanke Geſtalt, in einem kurzen Röckchen, unter dem geſtickten Mützchen von Sammet quollen die ſchönſten dunkeln Haare in Fülle hervor, die Wange war geröthet, der Blick auf das Fenſter der Villa gerichtet. „Er iſts," rief der Präſident, und ſein Herz klopfte, wie bei dem Anblick der Geliebten. „Ach ſo ſchritt auch ich vor vierzig Jahren keck in die Welt hinein! So blühte auch mir das Auge und die Wange, ſo flatterten auch mir die Locken! O Alter, Alter — das biſt Du, Dein Bild iſts — der hübſche

Junge iſt Dein zweites Ich! Eile, fliege ihm entgegen! — Der alte Onkel kam zitternd und mit flatterndem Morgenrock die Treppe herab, lief über den Grasplatz, den er ſonſt ſo gewiſſenhaft ſchonte, um zwei Sekunden früher im Arm des Jünglings zu ruhen, den er zärtlicher liebte, als gewöhnlich Väter ihre Söhne zu lieben pflegen.

„Aber zu Fuß!“ rief er, indem er einen kleinen unwilligen Schlag auf die breite Schulter Julians verſetzte; „giebt es denn keine Wagen in der Welt, mein Junge? Mußt Du mir ſo durch den Staub daher gerannt kommen, blos weil Du einen alten Thoren zum Onkel haſt, der ſchon im Mai auf ſeine Villa zieht?“ — „Wie oft habe ich nicht den Weg als Knabe gemacht,“ erwiederte der Geſcholtene, „und das nicht ſelten viermal am Tage.“ — „Ich weiß, ich weiß,“ rief Clemens; aber Du warſt damals ein ſchwächliches Kind, und die Aerzte empfahlen viel Bewegung in freier Luft. Würde mir nur

ja nicht ſolche Grauſamkeiten auf; — aber jetzt biſt Du ja ſtark wie Herkules!“

Der Präſident führte ſeinen Gaſt ins Haus, und hier verging eine geraume Zeit bis er ihm alle Verſchönerungen dieſes reizenden Landaufenthaltes gezeigt. Julian hatte das Gebäude entſtehen ſehen, er wußte wie vielen Werth ſein Onkel auf dieſe Räume legte, die er mit Kunſt und Geſchmack auf alle nur mögliche Weiſe verzierte, und in die er ſchon große Summen geſteckt hatte. Das Haus war im italieniſchen Styl gebaut, lang und niedrig mit einer Reihe Säulen, die die ganze Fronte einnahm und geräumigen Platz zu einem bedeckten Gange darbot. Ein runder Saal, mit Marmor getäfelt, und mit großen hellen Spiegelſcheiben nach dem Garten ſich öffnend, ſchied das ganze Gebäude in zwei gleiche Hälften. Rechts befanden ſich die Wohnzimmer des Präſidenten, links die Bibliothek; dann ein Zimmer für das Billard, und mehrere mit ſchwelgeriſchem Luxus bekleidete Ka=

binette, die theils als Leſezimmer, theils als Räume zu kleinen Conzerten benutzt werden konnten. Ein halbrunder Anbau enthielt eine Orangerie, und die Thüren derſelben öffneten ſich gegen die Bibliothek, ſo daß man den Genuß der Schätze des Wiſſens, und die Werke des Genie's mit dem Duft der Orangen und dem heitern Anblick auf das friſche Grün, und die bunte Pracht exotiſcher Gewächſe paaren konnte. Clemens zeigte in der Schnelligkeit ſeinem Neffen die neuen und zum Theil ſehr koſtbaren Ankäufe; dazu gehörten ein paar Original Statüen von der Meiſterhand Thorwaldſen's und einige antike Büſten, die in der Bibliothek ihren Platz gefunden hatten, während jene im runden Saale prangten.

Julian betrat jetzt die Wohnzimmer ſeines Onkels. Dieſes waren ihm liebe und gewohnte Räume. Unwillkührlich verglich er das zierliche und mit tauſend kleinen Gegenſtänden des Luxus überfüllte Arbeitszimmer mit dem prunkloſen Schreibgemache ſeines Vaters, das zu demſelben

Gebrauche beſtimmt war. Da ſah man das Kabinet eines beſchäftigten, ſtrebenden und ewig in Anſpruch genommenen Staatsmannes, hier das eines vornehmen und begüterten Müßiggängers. Julian entdeckte auf dem Kamin noch dieſelben Pagoden und Vaſen, die die Bewunderung ſeiner Kindheit ausgemacht hatten, und auf dem Schreibtiſch ſchwamm noch immer der dichteriſche Schwan auf einem See von Perlemutter, und reichte dem Dichter eine goldene Feder. Ein wahrer Poet würde vermieden haben ſich mit dieſen koketten Emblemen ſeines göttlichen Berufes zu umgeben; aber Clemens liebte die Schmeicheleien, ſie mochten nun aus Bronce, aus Glas oder auch nur aus gedrucktem Löſchpapier beſtehen.

Die Stunden des Vormittags waren ſchnell bei dem freundſchaftlichen Geplauder zwiſchen Oheim und Neffen vergangen; ſie ſetzten ſich an die Mittagstafel und hier nach einem guten Diner, beim Deſert und einer Flaſche Hochheimer fand Clemens die Muße ſich nach den „wichtigen

Dingen“ zu erkundigen. Er ſetzte ſich in ſeinem rothgepolſterten Fauteuil zurück, öffnete die Thüren nach dem Garten und indem er ſich an dem goldnen Sonnenglanz draußen, und zugleich an dem goldnen Wein in ſeinem Glaſe erfreute, that er die Frage: „Nun, mein Sohn, Du haſt Deinen Vater, Du haſt die Tante geſprochen, was ſagten beide?“

Julian gab in kurzen Worten den Inhalt ſeiner Unterredung mit den obigen Perſonen.

Clemens ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Alſo der Eine räth Dir ſo bald als möglich nach Wien zu gehen, um einer ungewiſſen Hoffnung nachzujagen, die Andre will aus Dir ein Geſchöpf ihrer Laune machen. Mich dünkt ich durchſchaue ſie Beide. Aber laſſen wir das. Sprich, mein Julian, haſt Du die Karte deiner Zukunft entworfen? Laß mich hineinſehen, wir wollen ſie zuſammen durchgehen und prüfen.“

„Mein Lieblingsplan wäre eine Reiſe;“ erwiederte Julian.

„Die ſollſt Du haben. Ich bin ganz Deiner Meinung. Du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, die Welt ſteht Dir offen; Du mußt den Staub der Hörſäle, die Feſſeln der kleinlichen Verhältniſſe abſchütteln, die bisher auf Dir gelaſtet haben. Du mußt Dir einen Maaßſtab verſchaffen, nach dem Du ſpäter die Dinge zu meſſen haſt. Aber um mit Freiheit zu reiſen muß man keinen beſondern Zweck verfolgen. Geh nach Wien, mein Sohn, aber geh dahin, wie ich dahin gehen würde, nämlich um durch die Straßen dieſer deutſchen Stadt Deutſchlands in aller jener Seelenruhe und ſanguiniſchen Heiterkeit zu wandeln, die einem ſorgenloſen Reiſenden eigenthümlich iſt. Sieh die ſchönen Frauen, aber verliebe Dich nicht, höre von Politik ſchwatzen, aber bleibe ſelber ſtumm, ſieh die Männer des Tages alle athemlos und keuchend an Dir vorüberrennen, aber halte Dich ruhig in Deinem gleichen Schritt am Wege; genieße um zu leben, aber lebe nicht um zu genießen. Und dann, wenn Du drei,

ſünf, auch acht Jahre auf dieſe Weiſe umherge= ſchweiſt biſt, komme heim und ſieh zu, ob auf den gepolſterten Sitzen des Hofdienſtes, auf den harten Bänken unſerer Ständeverſammlungen, auf den Tribünen unſerer Gerichte ein Platz of= fen iſt, den einzunehmen Du den Wunſch und den Beruf hätteſt."

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten im Charakter des Präſidenten nie lange bei einem Gegenſtande, er mochte auch noch ſo wichtig ſein und noch ſo lebhaftes Intereſſe für ihn haben, zu verweilen. Er fürchtete ſchon zu viel geſagt zu haben, und bei dem jungen Manne, den er liebte, in dem gehäſſigen Lichte eines langweiligen Sittenpredigers zu erſcheinen, wenn er noch fer= nere Rathſchläge ertheilte. Er ging daher ſchnell auf einen andern Gegenſtand über. „Apropos die Frauen!" rief er, indem er mit einer Nei= gung des Kopfes auf die linke Seite den Wein in ſeinem Glaſe ſpielen ließ, „es lebt eine in Wien, die ſich noch meiner erinnern wird. Du

mußt ſie aufſuchen. Sie war einſt heiter und geiſtreich — jetzt ſoll ſie fromm ſein. Frage nach Madame Lambert, man wird Dich in ein Kloſter der Bernhardinerinnen oder Urſulinerinnen weiſen; ich weiß wahrhaftig nicht mehr genau, welches dieſer Schweſterſchaften die kleine Kokette aufgenommen hat. Gewiß aber iſt's, daß man an ihr drei Jahre hat arbeiten müſſen bis ſie vergaß, daß ſie einſt einen Menſchen liebte, der nicht ſtark und muthig genug war ſich ihren Beſitz zu erkämpfen. Ja, mein Junge, ich habe viel in der Welt eingebüßt, indem ich beſſer war als ich ſcheinen durfte. Caroline war eine Schauſpielerin, hätte ich meiner beſſeren Ueberzeugung gefolgt, ſo wäre ſie mein, und ich vielleicht an ihrer Seite der glücklichſte Mann der Welt. Aber ich nahm frühzeitig ein hartes, gebieteriſches Weſen gegen das arme Geſchöpf an, ich fuhr grauſam und mit meiner Lorgnette ſpielend an ihr vorüber, wenn ſie am Wege trippelte; ich lachte mit den Weltleuten und witzelte mit den ſchönen

Geiſtern über Liebſchaften nach der Mode. Ich, der ich nie gewagt hatte einem Mädchen einen Kuß zu rauben, der gleich dem heiligen Joseph bei jeder ſchönen Frau meinen Mantel in Stich gelaſſen hätte, wenn es darauf angekommen wäre, ich hatte die zügelloſe Frechheit meine leere Kutſche bald vor dieſem, bald vor jenem Hauſe, wo ein armes aber rechtſchaffenes Mädchen wohnte, halten zu laſſen, blos damit man von meinem Verführer=Talent ſprechen möge. Unterdeſſen ſaß ich hinter verſchloſſener Thüre und las ein Capitel im Thomas a Kempis. Aber glaube deshalb nicht, mein Sohn, daß ich ein Heuchler war. Meine Jugend fiel in eine frivole Zeit; ich verabſcheute jene leichtfertigen Grundſätze, aber ich nahm ſie zum Schein an, wie man in einer Moſchee die Gebräuche des Islam nachahmen muß, wenn man nicht in Gefahr kommen will von den übrigen Andächtigen todt geſchlagen zu werden."

„Alſo beſuche Caroline Lambert, wenn Du

nach Wien kommſt; außerdem ſuche auch noch den Banquier Robert Melas auf. Auch auf ihn ſind ein Theil meiner Lebenswechſel an Erfahrung und Genuß geſtellt geweſen.“

Fünftes Kapitel.

Ich hab' in Deinem Auge den Strahl
der ewigen Liebe geſehen,
Ich ſah auf Deinen Wangen einmal
die Roſen des Himmels ſtehen.

Rückert.

Julian hatte ſich von ſeinem Onkel beurlaubt, jedoch verſprochen, am nächſten Mittag wieder ſein Gaſt zu ſein. „Es kommt morgen,“ ſagte Clemens, „ein junger Engländer zu mir, deſſen Bekanntſchaft Dir Intereſſe einflößen wird. Auch er begiebt ſich auf Reiſen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich daß, wenn ihr aneinander Gefallen findet, ihr einen Theil der Straßen Europa's zuſammen ermeßt. Es iſt eine ſanfte, verſchloſſene Natur, aber nicht ohne Talent.“

Im Gaſthof angelangt fand Julian einen Brief

des Pfarrers vor, dem er die Obhut eines ſehr koſtbaren Schatzes anvertraut hatte. Eilig erbrach er das Siegel und las folgende Zeilen: Mein verehrter Graf; die junge Dame, welche Sie meinem Schutze übergaben, iſt geſtern Abend bei noch früher Stunde hier angelangt. Gleich nach ihrer Ankunft, als man mir die Meldung machte, eilte ich hinüber und fand ſie auf dem Sopha in einem Zuſtande von Elend und Troſtloſigkeit, der erbarmungswürdig war, ſo daß ich eilig nach dem einzigen Arzt ſchickte, der in unſerm Dorfe zu haben iſt. Ein böſer Zufall wollte, daß dieſer in die Stadt gefahren war, und ſo zwang mich der Himmel zu jenen einfachen Mitteln zu greifen, die einem Seelſorger zu Gebote ſtehen, der auch zufällig einige ärztliche Kenntniſſe beſitzt. Ich blieb die Nacht am Bette der Kranken, und als ſie im Stande war mich zu erkennen und zu verſtehen, brachte ich ihr meine chriſtlichen Troſtgründe bei. Die leidenſchaftliche Aufregung der armen Dame machte jedoch, daß ich lange

Zeit umſonſt ſprach; ſie ſtieß mich von ſich, und verlangte nur nach Ihnen, um von Ihrer Hand die von mir bereiteten Medikamente zu empfangen. Sie weinte und fiel von Neuem in Ohnmacht, als ich Ihr ſagte, daß es mir unmöglich ſei Sie herbeizuſchaffen. Meine kleine Tochter, meine alte Magd und ich waren zu Thränen gerührt, als wir ein ſo junges, ſchönes und liebenswürdiges Weſen ſo hart mit ihrem Zuſtande kämpfen ſahen. Gegen Morgen kam der Arzt, aber da war ſie grade nach einem wiederholten Krampfanfall in Schlummer geſunken, und wir wagten nicht ſie aufzuwecken. Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſehe ich ſie von ferne an ihrem Fenſter ſitzen und den Kopf auf die Hand geſtützt, ſtundenlang in derſelben Stellung beharren. Einige Leute im Dorfe, die von dem Unglück gehört hatten, und alle den herzlichſten Antheil an dem Geſchick der lieben Dame nehmen, kamen zu mir, um mich über die näheren Umſtände ihres Lebens zu befragen, aber ich habe ſie beruhigt und ihnen die

Antworten geſagt, die Sie mir für ſolche Fälle in den Mund gelegt haben. Es iſt nicht meine Sache mich in die Angelegenheiten Anderer zu miſchen; Gott iſt überall und Jeder hat ſein apartes Gewiſſen für ſich. Die Anweiſung, beſter Herr Graf, habe ich erhalten; wir werden jetzt Geld auf ein Vierteljahr vollauf haben. Ich wünſche Ihnen ein heiteres Bewußtſein und einen chriſtlichen Frieden.

— Pfarrer Berkfeld.

Wir können die Umſtände nicht beherrſchen, und die entzückendſte Ausſicht auf die Zukunft wird oft, indem ſie ſich uns öffnet, durch einen trüben Flohr plötzlich wieder verſchleiert. Die Erinnerung an die verlaſſene Leontine ſenkte die heitere Welt in Schatten, die ſich ſchon vor Julians Blicken aufgethan. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er ſich ſeinem Onkel entdecken ſolle, aber der ſchwache Charakter dieſes Mannes, wie er ſich ihm geſtern noch gezeigt, warnte ihn vor einem zu frühen Aufgeben der eignen Feſtig-

keit. Eine geheime Schuld, ſo bald ſie von unſern Schultern abgewälzt iſt, und keine andern findet, die ſie tragen, wird doppelt und dreifach ſchwer auf uns laſten, wenn wir ſie wieder aufzunehmen gezwungen werden. Und zudem was konnte der Präſident für Leontinen thun? Es war beſſer, daß ihr Daſein ihm verſchwiegen blieb, als daß ſie ſeiner gefährlichen Aufmerkſamkeit und Theilnahme überantwortet ward. Er ſchrieb an Leontinen; es war der zweite Brief in drei Tagen. Er ſuchte ſie über die nächſte Zukunft zu beruhigen, und erinnerte ſie an eine Zeit, in der es ihm gelingen werde die Hülle jeder Heimlichkeit vor der Welt wegzuwerfen, aber er bat ſie dieſe Hülle für's Erſte noch mit der gewiſſenhafteſten Vorſicht und Strenge zu bewahren. Mit dieſem Briefe ſchickte er zugleich eine Anzahl Muſikalien und Bücher ab, wie er ſie für paſſend fand, um die Einſamkeit einer troſtloſen Liebe mit der Milde und dem Glanze zu ſchmücken, den ſie allein fähig war zu empfangen.

Wie läſtig erſchien ihm, indem er dieſes ſchrieb, die Welt; wie roh die Genüſſe, die ſie ihm entgegen drängte. Er hatte alles aufgeben wollen, um die Idylle ſeiner Jugend in ländlicher Stille und Abgeſchiedenheit weiter zu dichten. Der Wagen des Onkels, der da kam um ihn abzuholen, erinnerte ihn an ſeine geſtrigen Geſpräche und Pläne, die eine poetiſche Nacht voll Liebesglut und Träumereien weit in den Hintergrund gedrängt hatten. —

Der Präſident begleitete ſeinen Neffen zu dem erſten Banquier der Hauptſtadt; hier wurde die Reiſeſtraße feſtgeſetzt, Summen ausgeſchrieben und Creditbriefe ausgeſtellt. Die Glückwünſche des alten, in den Adelſtand erhobenen Kaufmanns, und die Weiſe, wie ſie abgeſtattet wurden, zeigten Julian zur Genüge, daß er vortheilhaft geſtellt ſei, und daß ſeiner Jugendluſt, wenn auch nicht ein mächtiges und unermeßliches Feld der Willkühr, doch eine recht ſtattliche Laufbahn des Genuſſes geöffnet ſei.

Als man in der Villa anlangte, war der Gaſt, den Clemens angemeldet hatte, ſchon dort eingetroffen. Aus dem Umgange, den der Graf ſich auszuwählen pflegte, ſchloß Julian ſchon, daß der neue Ankömmling keiner jener geiſtloſen Freunde ſein konnte, die der Reichthum und der Müßiggang gewöhnlich anlockt, wie der Zucker das Schmarotzergeſchlecht der Fliegen; allein er glaubte einen runden behaglichen Mann von vierzig Jahren zu finden, wie die Inſel viele dergleichen uns zuſchickt, und er war nicht wenig erſtaunt einen bleichen, jungen Menſchen von höchſtens zwanzig Jahren, und von einer außergewöhnlichen Schönheit zu begrüßen. Herr Morton machte ſeine Verbeugung grade ſo ſteif und ungeſchickt, wie ſie ein Gentleman, der noch nie auf dem Continent war, zu machen pflegt. Der Präſident, der beide Jünglinge einander vorſtellte, that ſein Möglichſtes eine Art Unterhaltung zu Stande zu bringen, aber während einer Stunde gab der junge Engländer nicht viel mehr als nur eine

ſchöne Statue ab, die ihren Platz veränderte, aber weder die Lippen, noch die Augen bewegte. Erſt der Rheinwein bewirkte eine Belebung, wie ſie einſt Pygmalion mit Hülfe der Götter bei ſeiner reizenden Galathee zu Wege brachte. Herr Morton ſprach vortrefflich deutſch, und, was noch mehr ſagen will, er hatte dieſe Sprache in England gelernt. Der fremdartige Accent, der bei ihm hörbar wird, ſtörte im Verſtändniß nicht ſo ſehr, wie es ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, weil Morton ſich angewöhnt hatte ſehr langſam zu ſprechen, und in der Regel viel Zeit brauchte um ſeine Ideen zu entwickeln.

Während der erſteren gleichgültigen Geſpräche hatte Julian Zeit den Ausdruck in den Zügen des Engländers genauer zu analyſiren. Der Wein und die erregten Lebensgeiſter verwiſchten die Miene von Indolenz und trockener Schweigſamkeit, die dieſes ſchöne Geſicht annahm, wenn es ſich in ſeiner gewöhnlichen Stimmung zeigte. Die hohe, aber ſchmale Stirn, in ihrer zarten

Bildung und bläulichen Färbung an den Schlä=
ſen, die Augen von dem dunkelſten Blau und
von zwei regelmäßig ſchönen Bögen umwölbt,
die Naſe, der Mund, beide in ihren Contouren
faſt mädchenhaft zart, ein gerundetes Kinn, das
das ſchmale Oval beſchloß und endlich das blonde
in ſeidenreichen Locken anliegende Haar: alles
das zuſammen machte, was man ein ſchönes Ge=
mälde nennen würde; jetzt da der urſprüngliche
Geiſt dieſes Gemälde beſeelte, wurde es eine Schöp=
fung ſo eigenthümlicher und feſſelnder Art, daß
man die Blicke nicht wieder wegzuwenden ver=
mochte. Julian, deſſen Sache es eben nicht war
ſentimentale Betrachtungen anzuſtellen, fand ſich
doch hier unwillkührlich dazu angeregt. Er glaubte
zu bemerken daß der Gegenſtand ſeiner Beobach=
tung eine beſondere Schule des Unglücks durch=
gemacht, daß er noch jetzt an Schmerzen leide,
die ungewöhnlicher Art waren, und deren nur
eine edlere Seele fähig ſein konnte.

Das Geſpräch kam auf Deutſchland, und

ſchweifte von dem politiſchen Boden bald auf den literariſchen über. Clemens ſprach von den Büchern und Beſtrebungen, die zur Zeit ſeiner Jugend am meiſten Einfluß geäußert. Er hatte von dem neuerlichſt urbar gemachten Felde keine Früchte geerntet, doch geſtand er zu, daß eine Ernte zu machen ſei. Seine Generation der Literatur ſchloß ſich mit den Gebrüdern Schlegel und mit Tieck ab. Er brachte manche heitere Anekdote vor, ſkizzirte mit der ihm eigenthümlichen Grazie einige Porträts der damaligen Männer der Bewegung, und ſchloß endlich mit einem Sonett von Schlegel, das in luſtigen und kecken Worten den Tumult und das Gedränge auf dem damaligen Parnaß ſchilderte. Sir Charles hatte aufmerkſam zugehört, und als der Präſident ſchwieg, fragte er in ſeiner langſamen Weiſe, indem er dabei die dunkeln Augen feſt auf Clemens richtete, ob Goethe wohl an dieſem Streite Theil genommen habe. „Wenn es geſchah,“ erwiderte der Graf, „ſo that er es nur widerſtre-

bend, und trat bald wieder zurück. Jeder Streit, er mochte Namen führen, welche er wollte, war ihm zuwider, denn er brachte ihn aus der ſchöpferiſchen Ruhe heraus, die für dieſen großen Geiſt das Köſtlichſte geweſen zu ſein ſcheint."

Eine lange Pauſe entſtand, und dann ſagte Morton. „Es iſt ſeltſam, daß in dem „Wilhelm Meiſter" von den beiden Hauptintereſſen der menſchlichen Geſellſchaft nicht die Rede iſt: von der Religion und von dem Patriotismus. Von dem letztern geſchieht durchaus keine Erwähnung, und von der erſteren bleibt nichts nach, als ein myſtiſches Geklügel am Schluß des Werkes, von dem Niemand weiß, was er davon zu halten habe."

„Das ſind verjährte Vorwürfe," ſagte Clemens," auf die ich nicht zu antworten habe. Ich gehöre zur alten Garde, und muß bei meiner Fahne bleiben. Wenden ſie ſich mit ihrer Frage an eine Generation ſpäter." Er zeigte hier auf ſeinen Neffen. Morton richtete ſeine

Blicke fragend und mit einem leichten Erröthen auf Julian.

„Auch ich möchte nicht entſcheiden,“ erwiderte dieſer; „wo man liebt, ſteht einem kein Urtheil zu, und das Werk, von dem die Rede iſt, iſt mein Lieblingsbuch.“

„O es iſt auch das meine!“ rief Morton lebhaft. „Ich beuge mich willig vor dem Geiſt, der aus ihm ſpricht, und erkenne bewundernd und liebend ſeine Schönheiten, aber wir Engländer machen oft pedantiſche Forderungen an unſer eigenes Erkennungsvermögen. Wir wollen uns mitten in der Extaſe der Bewunderung die Klarheit des Verſtandes behalten. Vielleicht iſt das eine zu gewagte Forderung, die wir an die menſchliche Natur ſtellen, allein wo wir hier einen Sieg erkämpfen, iſt er immer auch ein ſehr ehrenvoller geweſen. Wir haben nie aufgehört die Schwächen Milton's, Pope's und Swift's zu erkennen, ohne daß wir ſie deshalb einen Moment weniger bewundert haben. Während man im Auslande

Shakſpearen plötzlich und eilig Ehrenſäulen erbaute, die man im Enthuſiasmus bis in die Wolken aufthürmen wollte, beſaß er ſchon im Gedächtniß ſeiner Nation ein Denkmal minder pomphaft, aber auf die Dauer von Jahrtauſenden berechnet. Nirgends iſt das Genie ſo ſehr dem Spotte und dem Angriffe ausgeſtellt als in England, aber nirgends beweiſ't die Nation ihr Eigenthumsrecht an ihre große Geiſter auch wieder auf eine ſo zärtliche und rührende Weiſe. Der Dichter muß am Tadel und am Lob fühlen, daß er ein Kind des Hauſes iſt, kein eingewanderter Fremdling, den man höflich lobt und von dem man ſich kühl wieder trennt. Byron ward gemißhandelt von der Nation, er ſtarb verlaſſen auf einem fremden Boden, aber ſein letzter Seufzer auf der ſterbenden Lippe galt England."

„Es liegt in dieſen Worten ein bitterer Tadel für uns," ſagte Julian nicht ohne einige Empfindlichkeit.

„Den ich keineswegs beabſichtigte,“ rief Morton ſchnell. „Jeder muß wiſſen, wie er ſich zu ſeinen Angehörigen zu ſtellen habe, und die Einmiſchung eines Dritten erſcheint hier eben ſo zwecklos, als anmaßend. Wir Engländer haben den Zoll der Bewunderung für die großen deutſchen Geiſter abgetragen; damit haben wir gleichſam unſere Nationalſchuld bezahlt; den Tadel können wir billig, als die beſſere Hälfte unſerer Anerkennung, für uns behalten.“

„Wie ſtolz!“ rief Clemens und drohte lächelnd mit dem Finger. „Ein ächter Sohn Albions.“ Ein faſt weinerlicher Zug ſpielte um die Lippe Morton's, indem er zugleich ſeine Blicke ſenkte. Julian fühlte ſich verſtimmt, der Fremde hatte eine Saite anklingen laſſen, die in ſeinem Buſen ein zu heftiges Echo weckte, als daß er dieſe dunkeln Vorwürfe den leichten Schmetterlingsflügeln eines Tiſchgeſpräches hätte aufbürden mögen. Er ſchwieg daher und der Oheim, der beide junge Männer prüfend anſah, fürchtete in

die Freundſchaft, die er beabſichtigte, den Keim eines ernſtlichen Streites geworfen zu haben. Mit dem Takte des Weltmanns warf er den Stoff der Unterhaltung wieder, gleich einen Ball, in die leichte Luft zurück, aus der er herabgeſtürzt war. „Ach!" rief er, „es iſt aber doch nicht zu leugnen, daß die Engländer keinen Roman ſchreiben können, ohne dabei ihr Parlament in Bewegung zu ſetzen. Was hat ein zärtliches Gefühl mit der Kornbill gemein? In allen modernen Romanen, nehmen wir ſie von dem „Peregrine Pickle" bis zum neueſten Werke des Verfaſſers von „Eugen Aram," überall finden wir das Parlament zwei Drittel des Buches wegnehmen. Ein Held hat kaum Zeit ſich zu verlieben, ſo muß er ſchon daran denken, wie er ſich als Parlamentsglied für die Grafſchaft, in der er anſäſſig iſt, könne wählen laſſen. Er wird gar zu früh „nützlich" und eſchappirt auf dieſe Weiſe der Poeſie, in Deutſchland kann ein alter Knabe wie ich noch eine aktive Rolle in einem zärtlichen

Roman ſpielen; daran hindert nichts. O dieſe Art hat ihre großen Vortheile.“

Morton erwiederte hierauf nichts, und Julian fand dieſes Stillſchweigen ebenfalls beleidigend. Man ſprach noch von einigen gleichgültigen Dingen und dann trennte man ſich.

„Wie gefällt Dir mein Britte?“ fragte Clemens, als Morton fort war. „Ich möchte nicht mit ihm reiſen,“ entgegnete Julian. Er hat etwas Stolzes und Ungeſelliges, das das Zuſammenleben auf die Länge drückend machen würde. Ich bin ihm die Antwort auf ſeine Frage ſchuldig geblieben, ich will ſie ihm hier geben, wenn er es verlangt, aber ich mag einen Menſchen, der mich ewig fühlen läßt, für wie viel vorzüglicher er ſich hält, nicht in meiner Nähe dulden.“

„Das iſt eine kleinliche Empfindlichkeit, mein theurer Freund,“ rief Clemens. Ich wünſchte, daß Du darüber hinaus wärſt. Ich weiß zwar, daß es jetzt Mode geworden gegen einander die Nationalität hervorzuheben; allein ich verſichere

Dich, mein Sir Charles iſt nicht von dieſer Art eitler und peinlicher Patrioten. Ich kenne ihn, er iſt ſanft und leutſeelig, Du darfſt nur nicht ſtürmiſch und eigenwillig ſein. Und in Wahrheit, was nützt all das Gezänke um Vaterland und Eigenthümlichkeit? wir Deutſchen ziehen da den Kürzern; das iſt eine allbekannte Sache. Mit einem Worte, ich wünſchte, daß ihr zuſammenreiſtet; ich habe ſchon Schritte deshalb gethan, indem ich geſtern an Herrn Morton ein Billet geſchrieben, in welchem ich ihn gemeldet, daß er wahrſcheinlich Dich zum Begleiter bis Wien oder München erhalten werde. Was ſollte ich auch thun? Er iſt mir von England aus empfohlen worden, und ich bin ſeinen Anverwandten ſeit meinem letzten Aufenthalte in London einigen Dank ſchuldig."

Julian war feſt entſchloſſen ſich trotz dieſer Gründe von der Begleitung des Herrn Morton los zu machen.

Sechstes Kapitel.

Als ich aus der Stadt war, ließ ich meinen Maulesel seinen Weg verfolgen.

Gil Blas.

Es mag eine thörigte und lächerliche Sache ſein um den Patriotismus, ſo bald es ſich um nichts handelt, als um Worte und poetiſche Gemeinplätze; allein er kann auch ein wichtiger Beſtandtheil in der Charakterſchilderung werden, wenn er mit dem moraliſchen Gewiſſen des Helden, den wir zu zeichnen beabſichtigen, zuſammenhängt und alſo ein Theil ſeines unveräußerlichen Selbſt geworden iſt. Eine ſolche Natur war Kallenfels. Bei ihm erſchien daher natürlich und nothwendig, was bei ſo Vielen heut zu

Tage nur Sache der Mode und eine prunkvoll auftretende Anmaßung iſt. Kallenfels beſaß die Gattung von Patriotismus, von der wir uns nie los zu machen im Stande ſein werden, wir müßten uns denn zu gleicher Zeit von den uns durch die Erziehung eigenthümlich gewordenen Ideen von Recht und geſetzlicher Freiheit losmachen.

Am andern Morgen war Julian mit den Anſtalten zur Reiſe beſchäftigt, als man ihm Sir Charles Morton meldete. Er konnte nicht umhin ihn zu empfangen, und der junge Britte trat mit der Miene der offenſten Freimüthigkeit in's Zimmer.

„Ich höre, daß Sie uns verlaſſen wollen, Mylord,“ redete er ihn in engliſcher Sprache an, deren Julian vollkommen mächtig war. „Erlauben Sie, daß ich darüber mein Bedauern ausdrücke, ich hatte gehofft Ihre Geſellſchaft noch länger zu genießen.“

„Ich bedaure gleichfalls, Sir.“

„O an meinem Umgange verlieren Sie nichts,“ ſagte Morton mit jenem halb gutmüthigen, halb ſchalkhaften Lächeln, das ihm ſo vielen Reiz verlieh. „Ich bin eine ungeſellige Natur. Unter Landsleuten giebt man ſich eben nicht viel Mühe Vorurtheile abzulegen und fremde Sitten kennen zu lernen. Man beſtimmte mich zu einem geiſtlichen Amt und bis in mein zwanzigſtes Jahr verfolgte ich meine Studien zu Eaton. Dann haben eigne Neigung und Veränderung der Umſtände mich dazu gebracht von meinem früheren Ziele abzugehen, und ich lebe jetzt frei, einem ſelbſtgewählten Zweck.“

„Wenn ich zur Erreichung deſſelben etwas beitragen könnte, ſo ſehen Sie mich mit Vergnügen dazu bereit, Sir.“

„Ich danke. — In dem Fall würde ich mir denn Ihren Rath ausbitten, Mylord. Sie haben, wie ich von einem Landsmanne weiß, der ſich in Göttingen aufgehalten, ſich viel mit der Geſchichte und Literatur Ihres Vaterlandes be=

ſchäftigt. Wie ſollte es auch anders ſein, dieſes iſt das Ziel und die Wonne des jugendlichen Ehrgeizes. Sie werden mir nun ſagen können, welche Stadt Deutſchlands am geeignetſten iſt Deutſchland kennen zu lernen."

Kallenfels wurde durch dieſe Frage nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Wenn er ſie offen beantworten wollte, ſo hätte nothwendig das Geſpräch dieſelbe Wendung nehmen müſſen wie geſtern, und dieſes wollte er vermeiden; überdies war das freimüthige Weſen Mortons, das Vertrauen und das entgegenkommende Wohlwollen, das aus jedem ſeiner Worte und Mienen ſprach, nicht ohne entſchiedene Wirkung auf Julian geblieben. Er war geneigt ſein geſtriges Urtheil vorſchnell und grundlos zu nennen, und in dieſer Stimmung geht ein lebhafter Charakter lieber einige Schritte zu weit, als daß er zurückbleiben ſollte. Mit einer Herzlichkeit, die ſehr verſchieden von der früheren Kälte war, die den Anfang ſeiner Worte bezeichnete, reichte er Morton die

Hand und ſagte: „Darf ich Sie erſuchen, Sir, mit mir einen Theil Deutſchlands zu durchreiſen? Ich könnte Ihnen in manchen Dingen als Cicerone dienen.“

Der junge Britte blickte ihn fragend und ungewiß an.

„Gewähren Sie mir meinen Wunſch,“ rief Julian lebhafter. „Ich bin überzeugt, wir werden trefflich zuſammenſtimmen; und ich befolge überdies die Befehle meines Onkels, der mir zur Pflicht machte Ihnen meine Begleitung anzutragen.“

„Ihr Herr Onkel iſt zu gütig,“ entgegnete Morton. „Ich bin Ihnen und ihm Dank ſchuldig; doch erlauben Sie, daß ich, ehe ich meine Zuſage gebe, bis heute Abend mir Bedenkzeit ausbitte.“ Julian geſtand ihm dieſe zu, und das Geſpräch ging auf andere Gegenſtände über. Beide Jünglinge ſchieden als die beſten Freunde.

Julian mußte dieſen und noch den folgenden

Tag, auf ausdrückliche Bitte des Präſidenten, auf deſſen Landhaus zubringen. Clemens konnte ſich von ſeinem Liebling nicht trennen. Es gab tauſend kleine Vertraulichkeiten und Plaudereien, die zwiſchen Oheim und Neffen noch auszutauſchen waren. Nebenbei beſorgte der an Weichlichkeit und jeden Lebensgenuß gewöhnte Mann die Reiſe=Equipage ſeines jungen Freundes. Ein ſehr bequemes Coupé, mit Geräthe aller Art verſehen, wurde aufs ſtattlichſte für die beiden Freunde eingerichtet; denn Morton hatte ſich zur Mitreiſe erklärt. Julian kämpfte vergeblich gegen ein ſo umſtändliches und luxuriöſes Gepäck. „Du weißt nicht was eine Reiſe iſt,“ rief Clemens verdrießlich; ich aber weiß es, denn ich habe es faſt auf alle Arten verſucht, und glaube mir, jedes Täſchchen, jedes Polſter, ja ſogar jedes Bändchen iſt nach drei, viermal veränderten Verſuchen erſt an den Platz gekommen, wo es ſich jetzt befindet, und wo es am zweckmäßigſten iſt. John! das Luftkiſſen! und habe ich Dir nicht

geſagt die kleine Seitenlaterne muß grade ſo gerichtet werden, daß der Strahl des Lichtes auf die Uhr fällt, und jene andere iſt im Rücken des Wagens angebracht, ſo daß ſie zum Leſen Licht ertheilt. Jetzt iſt's gut."

Julian nahm Abſchied und die Augen ſeines Onkels waren mit Thränen gefüllt, ſeine Stimme zitterte; er vermochte nur die Worte zu ſtammeln — „Sei glücklich, mein Junge!" Der Wagen rollte über den Kiesweg und bald waren die letzten Gärten erreicht, die offene Landſtraße gewonnen. Mit dem glücklichen Bewußtſein von Freiheit und Jugend begrüßte Julian die blauen Fernen. Morton ſaß ſtill und ſinnend in der Ecke des Wagens.

Den dritten Tag nach der Abreiſe begegnete ſich der Graf und der Präſident an einem Diner bei Hofe. „Mein Sohn iſt fort?" fragte der Graf, indem er ſeinem Bruder eine Priſe anbot. „Ja, ſchon ſeit vorgeſtern." — „Bedauere ihn nicht noch geſprochen zu haben; er war bei mir,

allein ich hatte grade eine Audienz beim Geſandten; übrigens wenn Du ihn expedirt haſt, iſt er gut aufgehoben.“ — „Ich hab es ihm an nichts fehlen laſſen.“ — „Glaub's, der Junge gefiel mir nicht ganz, er hatte etwas Anmaßendes; ich wäre wirklich in Verlegenheit geweſen ihn hier unterzubringen. Man fängt ſchon an mißtrauiſch zu ſein, wo man nur einen Schnurrbart von einer gewiſſen Länge ſieht.“ — Der Präſident antwortete nichts. — „Was macht Dein gichtiſches Bein?“ fragte der Graf. — „Beſſer, und Dein Rheumatismus in der Schulter?“ — „Leidlich. Ah — der Oberhofmarſchall ſucht mich. Adieu; vergieb, daß ich Dich verlaſſe.“ — „Bitte, genire Dich nicht. Auf Wiederſehen!“ —

Siebentes Kapitel.

Die Stelle, die ein edler Mann betrat,
Bleibt eingeweiht für alle Zeiten.
Goethe's Taſſo.

Bei vertrauterer Bekanntſchaft, wie es denn in einem Reiſewagen nicht möglich iſt einander fremd zu bleiben, theilte Morton ſeinem neuen Freunde mit, daß er eine Ueberſetzung des Goe=the'ſchen Taſſo bei ſich trage, und da zugleich eine kurze Biographie des Dichters dem Drama angehängt ſei, habe er den Wunſch in Weimar einige Tage zuzubringen, um die dortigen noch friſchen Erinnerungen zu vernehmen, und wo möglich ſein Werk der Schwiegertochter Goethe's vorzulegen, von deren zurechtweiſendem oder be=lehrendem Urtheil er ſich große Dinge verſprach.

Kallenfels willigte ein, die Straße über Weimar zu nehmen, und je näher ſie jetzt dieſer kleinen, aber berühmten Stadt Deutſchlands kamen, deſto öfter ergingen ſich ihre Geſpräche, durch eine natürliche Verbindung der Ideen veranlaßt, auf dem Felde der Literatur. Morton urtheilte klug und ſcharf. Ueberall gern den Tadel ausſprechend, erklärte und hob er durch dieſen das Lob. Julian ging von einem andern Wege aus, doch gelangte er faſt zu demſelben Reſultate. Er entfernte das Störende und Gehäſſige, indem er ſich nur an das Große und Erhabene hielt. Sein kühner, offener und ſtrebender Geiſt verlangte nach Bewunderung, und die kleinſte Hinweiſung auf die Schattenſeite des fraglichen Gegenſtandes konnte ihm dann wie eine unheilige Verſpottung erſcheinen. Er begriff nicht, wie man ein geliebtes Eigenthum beleidigen und verwunden könne, und Morton fand grade, daß man nur das wahrhaft lieben und verehren könne, deſſen Werth man durch Spott und Angriffe

aller Art erſt geprüft und als ächt befunden habe. Auf dieſem Wege zerſtören wir oft unſere Lieblingsideen, aber wir ernten auf der anderen Seite erhabene Wahrheiten ein, die uns durchs ganze Leben dienen.

Aus demſelben Grunde liebte Morton die Karrikatur. Er führte immer eine ganze Mappe ſolcher Zerrbilder mit ſich, und vermehrte ſeinen Schatz in jedem Städtchen, durch das man kam, und wo nur ein irgend erträglicher Bilderladen zu finden war. Er erhielt von einigen Freunden regelmäßig die neu erſchienenen Karrikaturen auf die Miniſter und Parlamentsglieder. Einige dieſer Blätter waren vorzüglich, und man konnte an ihnen auf die ergötzlichſte Weiſe Politik lernen. Von Zeit zu Zeit wunderte er ſich, daß die Deutſchen ſo wenig Zerrbilder beſäßen. „Es giebt deren einige,“ erwiderte Kallenfels, „allein im Ganzen hat das Publikum keinen rechten Gefallen daran.“ —

„Das iſt nicht recht,“ ſagte Morton. „Wenn

ich hier Miniſter würde, ruhte ich nicht eher, als bis ich es ſo weit gebracht, daß man mich im Bilde en caricature an den Straßenecken ſähe. Nur alsdann würde ich glauben, daß ich meiner Stelle gewachſen wäre und ſie mit Ruhm bekleidete."

„Ganz das Gegentheil ſchlöſſe man hier," erwiderte Julian mit Lächeln. „Man würde Sie verachten als einen Mann, der ſich die Verſpottung des Pöbels zugezogen."

„Was nennen Sie Pöbel?" rief Morton. „Ich verſichere Sie, für dieſen Pöbel in England hab ich meine Ueberſetzung des Taſſo ausgearbeitet."

„So werden Sie wenig Glück machen."

„O, und ich hoffe großes zu machen. Der tiefe, ſchöpferiſche und erhabene Geiſt der deutſchen Poeſie iſt auserſehen ein freies, und ſelbſtſtändiges Volk bis in ſeine unterſten Grade herab zu durchdringen und zu begeiſtern."

„Gut, wenn ihr Pöbel den Taſſo verſteht,

der unſrige würde Ihnen unter die Naſe lachen, wenn Sie ihm zumutheten Goethe zu leſen."

„Und an welches Publikum wandte ſich denn der Dichter mit ſeinem Werke?"

„An die Gebildeten ſeiner Zeit."

„Alſo an Coterien?"

„Und zwar war es ihm gleichgültig, ob dieſe Gebildeten ſeiner Zeit Franzoſen, Engländer, Italiener oder Deutſche waren."

Morton zuckte mit der Oberlippe ohne etwas zu erwidern und blätterte dann in ſeiner Ueberſetzung des Taſſo. Es entſtand eine Pauſe, während der Wagen auf der ebenen Chauſſee leicht dahinrollte und ſich der Umgegend Weimar's näherte. Morton blickte mit einer neugierigen Spannung heraus, und jedes Dorf, welches man paſſirte, ſchien ihm irgend einen merkwürdigen Reiz an ſich zu tragen. Er hatte ſich ſo oft und in einſamen Stunden mit ſo vieler Wärme mit dem Bilde des Dichters beſchäftigt, deſſen Werke er überſetzte, daß ihm jetzt jede kleine

Eigenheit, die mit ſeinem großen Gegenſtande in Berührung trat, von Intereſſe war. Julian hatte ſich mit gleicher Glut und noch größerem Verſtändniß in die Schöpfungen des Dichters verſenkt, allein er erwartete von den kleinlichen Localverhältniſſen, deren Anblick ſie entgegen fuhren, keinen Aufſchwung, vielmehr eine gewaltſame und wenig erfreuliche Niederdrückung ſeiner Phantaſie. Als man in die Straßen von Weimar einfuhr, ſchwang Morton ſein Manuſcript des Taſſo begeiſtert in der Luft, und ſchien damit den niedrigen Häuſern an der Seite, und den weniger unanſcheinlichen Spaziergängern, die dem Thore zuwanderten, einen großartigen Seegen ertheilen zu wollen; etwa wie der Papſt, vom Altar der Peterskirche herab, dem verſammelten Rom. Der Wagen fuhr dem Platze vorbei, wo der Brunnen mit der Laterne, ein klaſſiſches Monument für jeden Deutſchen, ſteht, denn ihm gegenüber iſt das Haus Goethes. Morton hielt in der Geſchwindigkeit aus dem Kutſchenfenſter heraus eine

kleine lateiniſche Anrede, Kallenfels hielt keine Rede, aber er hatte ſich in die Wagenecke gedrückt und ſeiner Seele gingen alle jene Bilder des Ruhms und der ſtolzen Größe vorbei, die ſich an dieſen prunkloſen Platz und an dieſes unſcheinbare Haus knüpften.

Er weigerte ſich Morton zu begleiten, als dieſer ſich anſchickte, Frau von Goethe ſeine Aufwartung zu machen. Als jener fort war, ſtellte er ſich an das Fenſter des Gaſthofs und überblickte den vor ihm liegenden Marktplatz. Er war einſam und zeigte drei Reihen Häuſer, die ſpitz in die Höhe gebaut, und von einer melancholiſchen Färbung waren; ein Brunnen, mit dem ergrauten Standbild Neptuns geſchmückt, bildete das Zentrum, links das Rathhaus, rechts ein ehrwürdiges Stadtgebäude, wo zu Zeiten Klubbgeſellſchaften, feierliche Mittageſſen und ſplendide Stadtbälle ſtatt fanden. Das iſt die Dekoration, die ſich in jeder kleineren Stadt älterer Bauart in Deutſchland wiederholt. Julian nahm ſeinen

Hut und wanderte in den Park. Es war ein warmer Abend, das Gold der Sonne ſchimmerte auf Grasplätzen und Baumgruppen, die breiten Wege waren auch hier einſam, aber ein großer einſamer Garten hat nicht das Peinliche einer großen einſamen Straße, oder eines erſtorbenen Platzes. Julian bewunderte den ſchönen Park und gefiel ſich wohl in der Geſellſchaft der Nachtigallen und Pfauen, die dieſe Baumgruppen bewohnten und über dieſe breiten Pfade wanderten. Auf der Stelle, wo ein Denkmal dem Prinzen von Deſſau errichtet worden, bemerkte er auf einer nicht ſehr entfernten Bank zwei Frauen ſitzen, die ſich unterhielten, während ihre Kinder vor ihnen auf dem Grasplatz ſpielten. Julian vernahm folgendes Geſpräch:

— „Lieben Sie Pulver?“ —

— „Ach nein, das giebt einen abſcheulichen Knall, und ich bin zu Zeiten ſo nervenſchwach.“

„Ach Jes, Sie denken, ich ſpreche von Pulver — nein, ich rede von Pulver.“

„Von Pulver?“

„Nun ja, von dem Pulver, der die vielen engliſchen Romane geſchrieben hat.“

„O Sie ſprechen von Bulwer.“

„Nun endlich verſtehen Sie mich. Was ſagen Sie zu ſeinen Romanen? Ich finde, daß es die einzigen ſind, die man einem jungen Mädchen in die Hände geben kann. Man ſchreibt heute gar zu unmoraliſch.“

„Sie haben vollkommen Recht. — Jette, ſchrei nicht ſo arg! — O gar zu unmoraliſch. Da hat mir mein Sohn heute ein Buch auf den Tiſch gelegt — ich glaube es war von einem gewiſſen Herrn Georg Sand.“ —

„Dieſer Herr iſt eine Frau.“

„Wie meinen Sie das? — Friedrich, Deine Pfeife hat einen durchdringenden Ton! Weißt Du nicht, lieber Sohn, daß Deine Mutter zu Zeiten an den Nerven leidet?“

„Nun ich meine, dieſe Frau legt Herrenklei=

der an, und ſchreibt ihre Romane unter dem Namen ihres Liebhabers."

„O gar zu unmoraliſch. Ich werde das Buch gleich wieder aus dem Hauſe ſchaffen und keines leſen, wenn ich nicht beſtimmt weiß, von welchem Geſchlechte der Schriftſteller iſt, der es geſchrieben hat. Man muß ſich heut zu Tage ſehr in Acht nehmen. Vor Zeiten war es anders, als der ſelige alte Geheimerath noch lebte."

„Nun, laſſen Sie mir nur den ungeprieſen. Der hat Ihnen auch Bücher geſchrieben, wo ein unſchuldiges Mädchen aus dem Rothwerden gar nicht wieder herauskommt."

„Sie haben Recht. Friedrich, liebes Kind, werf dieſe abſcheuliche Pfeiffe weg."

„Ja, ich habe oft geſagt, wenn mein Mann nur Romane ſchreiben wollte, Sie glauben nicht, welch ein Genie das iſt. Er iſt beim Rechnungsweſen angeſtellt."

„O ich habe die Ehre ihn zu kennen; ein äußerſt vollkommener Mann. Ich wäre begierig

die Bücher zu leſen, die er ſchriebe; ich wette, daß er alle jene berühmten Leute ausſtäche.“

„In der That, das wäre ihm eine Kleinigkeit.“

Julian entfernte ſich eben ſo leiſe, als er gekommen war, und die Sprecherinnen erfuhren nichts von der Gegenwart eines Lauſchers bei ihrer literariſch kritiſchen Unterſuchung. Als er in ſeinen Gaſthof zurückgekehrt war, ſah er Morton die Straße herauf kommen, mit einem jungen wohlgekleideten Mann zur Seite, mit dem er ſich in Geſpräch befand. Der Fremde hatte bei aller Leichtigkeit etwas Anmaßendes und Manierirtes in Gang und Bewegung.

Mortons Augen glänzten, ſeine Züge waren lebhaft erregt, als er hereintrat. „Wie viel haben Sie verloren, beſter Graf,“ rief er, „indem Sie ſich geweigert mich zu begleiten. Ich habe des Dichters Arbeitszimmer, ſeine literäriſchen Schätze, ſeine Sammlungen, ſeinen Schreibetiſch und ſein Bette geſehen. Alle dieſe Dinge haben auf mich gleichſam einen berauſchenden Eindruck

gemacht. Ach, und nun die Bekanntſchaft der Schwiegertochter meines Olympiers. Eine Dame, die unſere Nation liebt und verehrt, und bei der mein ſchwacher Verſuch die regeſte, und ich darf ſagen, die mir ſchmeichelhafteſte Theilnahme fand. Wie liebenswürdig ſind doch dieſe Deutſchen."

„Es freut mich, daß Sie zu dieſer Erkenntniß gekommen ſind," erwiederte Julian mit Lächeln. „Theilen Sie mir doch etwas Genaueres mit von dem, was Sie ſahen."

Morton erzählte jetzt mit großer Umſtändlichkeit; auch hier verläugnete ſich die Schärfe und gleichſam Nüchternheit ſeines Blickes nicht. Er verſchönerte nichts, er ſtellte die Schmuckloſigkeit und Beſchränktheit des Lokals gerade ſo dar, wie er ſie gefunden hatte. Die kleinen Fenſter mit trüben Scheiben, der wilde Gartenplatz, der Schreibetiſch von ungefärbtem Nußbaum, die nackten Wände ohne Gemälde und Tapeten, der Fußboden ohne Teppich, das Bette ſogar ärmlich, und der einzige Polſterſtuhl im Zimmer unſchein-

bar und geſchmacklos. Er war erſtaunt, daß dieſe Dinge auf Kallenfels gerade den entgegengeſetzten Eindruck machten. Dieſer hatte ſich die elegante und mit Luxus überladene Wohnung eines Miniſters gedacht, noch beſonders geſchmückt mit den Kunſtſchätzen eines Sammlers und den Erinnerungen eines großen Dichters. „Von alle dem,“ ſagte Morton faſt verdrießlich, „iſt nichts zu finden, und ich habe auch nichts vermißt. Das ſind Eitelkeiten der franzöſiſchen Dichter und Gelehrten. Was wir von Shakeſpeare, Milton, Pope wiſſen, ſagt uns, daß ſie ſehr einfach lebten, Scott umgab ſich mit den Rüſtungen und Waffen der alten Feudalzeit, Byron liebte Piſtolen, Hunde und gezähmte Bären in ſeiner Nähe, aber von keinem engliſchen Dichter wiſſen wir, daß er ausſchließend ſeine Exiſtenz an Kaminconſole, Kanape's mit Atlas, Etageren mit Kryſtallfläſchchen, und an Schreibtiſche aus Zedernholz knüpfte, das überlaſſen wir einem Balzac, einem Victor Hugo. Walpole war lange unentſchieden, ob

er ſein Kabinet mit einer roth ſeidenen Tapete ſchmücken ſolle, weil er fürchtete, die zu reichliche und glänzende Farbe könne ſtörend auf ihn einwirken, und das war ein bedeutender Staatsmann, ein großer Philoſoph und ein eleganter Weltmann."

„Sie mögen Recht haben, bei alle dem bin ich froh nicht hingegangen zu ſein. Eine ſolche Umgebung, wie Sie mir ſie geſchildert haben, hätte meine Phantaſie verdorben, und das glänzende Bild getrübt, das ich mir vom Dichter gemacht.

Morton ſchüttelte den Kopf und ſah ſeinen Freund erſtaunt an. „Das ſtimmt mit unſerem vorigen Geſpräch zuſammen," ſagte er nach einer Weile, „Sie wollen dem Ruhme nicht zu nahe treten, Sie fürchten, daß er ſeinen ſchönſten Glanz dann verliere, aber Sie bedenken nicht, daß das ächte Gold nicht genau genug geprüft werden kann. Sie wollen dem, was Sie lieben, durch keine Beimiſchung von Kleinlichen und Herabſtimmenden wehe thun, aber, theurer Kallen-

ſels, haben Sie auch bedacht, daß Sie an das Genie unmögliche Forderungen ſtellen? Sie wollen es in eine prunkende und koſtbare Hülle kleiden, ich möchte es von jeder Aeußerlichkeit, die nicht es ſelbſt iſt, entblößt ſehen, und Armuth und Gebrechlichkeit ſind mir das, was bei einer herrlichen Pflanze das dürftige Plätzchen Erde iſt, aus der ſie emporkeimt. Wer die Blume nur der koſtbaren Vaſe von Porzellan wegen liebt, in der ſie auf unſerm Fenſterbrette prangt, iſt kein wahrer Blumenfreund."

Kallenfels wandte ſich gegen das Fenſter ohne zu antworten. „Wer war der junge Mann, der mit Ihnen vom Goethe'ſchen Hauſe zurückkam?" fragte er nach einer Pauſe.

„Ich kenne ihn nicht. Er kam mir aus den Zimmern des Dichters entgegen, gerade als ich eintreten wollte. Er ahmt ein wenig die Manieren eines Engländers nach, als ich aber engliſch ſeinen Gruß erwiederte, antwortete er mir franzöſiſch."

„Ein modernes Chamäleon alſo.“

Die beiden Reiſenden brachten den Abend im Theater zu und auf den andern Morgen hatte man Sir Charles mit ſeinem Manuſcript wieder in das Goethe'ſche Haus beſchieden.

Achtes Kapitel.

Er iſt ein guter Nachbar, ein guter Kegelſchieber, aber zum Alexander gehört mehr.

Cove's labours lost.

Die Freunde ſaßen noch am Frühſtück, als ſich ein Herr Alxinger anmelden ließ. Die Bekanntſchaft Morton's von geſtern trat herein. Nach den herkömmlichen Bekomplimentirungen nahm der Schriftſteller Platz und ein früher abgeriſſenes Geſpräch mit Morton wurde wieder angeknüpft. Julian, der den Fremden näher beobachtete, erhielt nach und nach die Gewißheit, daß er dieſes blühende Geſicht, dieſe elegante Kleidung ſchon in Berlin geſehen. Der Frack war unterdeſſen noch modiſcher geworden, die Halsbinde legte ſich in elegantere Falten, ein Stock mit

einem prächtigen emaillirten Knopfe und Stiefel von engliſcher Form und Glätte waren dazu gekommen. Es war eine ziemlich gute Ueberſetzung eines engliſchen Dandy in das berliner Deutſch.

„Sie haben mich geſtern für ihren Landsmann gehalten,“ ſagte Herr Alxinger, plötzlich von dem Gegenſtand ſeines Geſprächs mit Morton abbrechend, da er es gegen die gute Lebensart fand, es bei der Theilnahmloſigkeit Julians weiter fortzuſetzen. „In der That, das iſt mir ſchmeichelhaft, ich bilde mir etwas darauf ein, daß wir Deutſchen eine Welt-Nation ſind, daß wir mit eben der Leichtigkeit Engländer, Franzoſen, Italiener ſind, wenn wir es ſein wollen. Das machen unſere vielen Reiſen, eben ſo wie das viele Bereiſtwerden unſeres Vaterlandes. Unſere Weltgänge, unſere Weltfahrten, unſere Weltliteratur.“

Kallenfels und Herr Alxinger erneuerten jetzt ihre Bekanntſchaft aus Berlin her. „Da haben Sie zum Beiſpiel einen Pariſer!“ rief der

Letztere, indem er Julian ſcherzend Morton vor=ſtellte.

„Sie irren ſich," entgegnete Kallenfels mit kalter Höflichkeit, „ich war noch nie in Frank=reich." —

„So entbehrten Sie viele Genüſſe," ſagte Alxinger, indem er ſeinen Stockknopf im Lichte ſpielen ließ. „Alle Achtung vor London, allein Paris iſt der Welt=Heerd. O," ſetzte er mit ſüßlicher Stimme hinzu, „und Sie haben die Taglioni nicht tanzen ſehen. Sprechen Sie mir denn um's Himmelswillen nicht davon, daß Sie unſern großen Goethe vollkommen verſtehen."

„Goethe und die Taglioni?" rief Julian mit einem leiſen Spotte.

„Nicht wahr, das klingt ſeltſam zuſammen?" erwiederte Herr Alxinger mit demſelben koketten Lächeln, indem er dabei ſeine dunkeln Augen auf=ſchlug. „Und doch wie wahr. Das iſt eben der Vortheil unſerer Welt=Civiliſation, daß wir die ſcheinbar entlegenſten Intelligenzen magiſch ver=

knüpfen lernen. Bei den Pas-de-deux unſerer Tänzerinnen lernt unſere Jugend Poeſie, Geſchichte. Weg mit den trockenen Begriffen der Schule; eine ſchöne Sinnlichkeit führt zu den höchſten Reſultaten des Denkens. Die Taglioni iſt ein getanzter Goethe.“

Morton, der dieſe Anſicht für einen karikirten Scherz hielt, ſagte lachend: „O ganz vortrefflich, mein Herr. Ich möchte wohl Ihre Meinung über den Dichter noch etwas genauer hören.“

„Sie haben mich ja in ſeinem Hauſe geſehen!“ rief Alxinger. „Bemerkten Sie nicht, daß meine Augen feucht waren, daß meine Schritte wankten? Ich kenne nur noch einen Platz auf der Erde, der mich zu noch erhabeneren Gefühlen ſtimmen könnte. Das iſt das Grab auf jener Inſel im Weltmeere, Sie kennen es.“

„Gewiß. Aber jenes Grab birgt einen Mann, der gegen Deutſchland ſtritt, und in dieſen Zimmern wohnte ein Mann, der für Deutſchland ſchrieb.“

Der Dichter lächelte. „Halten Sie mich für fähig da einen großen Unterſchied zu machen? Meiner Bewunderung ſtehen Beide gleich nahe; darf da mein individueller Standtpunkt weſentlich einwirken?“ Er erhob ſich und trat mit einer würdigen Haltung vor Morton hin, und indem er die kleine Hand im ſtrohfarbenen Handſchuh auf die geſtickte Seidenweſte legte, rief er: „Dieſes Herz hat den Welt-Schmerz empfinden gelernt. Glauben Sie mir, mein Herr; ich habe an der Wimper Clio's die Welt-Thräne ſchimmern ſehen, ich habe die ſchreiende Diſſonanz gehört, die durch die Welt-Seele ſich bewegt — für mich haben die kleinlichen Unterſcheidungen des ſogenannten Patriotismus aufgehört.“

Es lag etwas Erhebendes in der Stimme des jungen Mannes, und man mußte nothwendig erſt über den Sinn ſeiner Worte nachdenken, um nicht willenlos der ſinnlichen Regung zu folgen, die in dieſem ſcheinbar edlen Enthuſiasmus lag. Doch die Enttäuſchung folgte alsdann auch deſto

ſchneller dem erſten berauſchenden Eindruck ab; als er fort war, brachen die Freunde in ein Gelächter aus, das, wenn Herr Alxinger es noch auf der Treppe vernommen hätte, er unfehlbar für ein Welt-Gelächter erklärt haben würde.

Am Nachmittage ſahen ſie Herrn Alxinger in einem eleganten Tilbury den Park entlang fahren. Seine braunen Locken ſpielten im Winde und er hatte ein angenehmes Lächeln in Bereitſchaft, mit dem er einige luſtwandelnde Damen grüßte.

In dem frühern „Athen Deutſchlands" zeigte man den Freunden auch das Haus Schillers. Morton hatte die Eigenheit ſeiner Landsleute alles ſich zeigen zu laſſen, was nur zu ſehen war. Er hätte die Grabſtätte eines Hundes beſehen, wenn man ihm verſichert, dieſer Hund hätte Verdienſte um die Stadt ſich erworben. Er litt an einem Heißhunger nach Merkwürdigkeiten. Julian ſpottete darüber, folgte aber hier und da doch, wenn ihr Führer in die Lärmtrompete blies

und irgend ein kleines Gäßchen oder Häuschen als ein Wunderwerk der Welt angeprieſen wurde.

„Es iſt auffallend,“ ſagte Kallenfels, als Beide eine baufällige Treppe von dem Arbeits-zimmer des großen Dichters herabſtiegen, „daß Schiller ſich lange nicht der Bekanntſchaft bei ihren Landsleuten zu erfreuen hat, die Goethen zu Theil geworden.“

„Man hat nur ſehr unvollkommene und flüch-tige Ueberſetzungen ſeiner Werke aufzuweiſen,“ entgegnete Morton.

„Gleichwohl iſt er bei uns populärer, als ſein großer Zeitgenoſſe,“ ſagte Julian.

„Ich finde ihn geziert und froſtig — in man-chen Werken entſchieden auf falſchem Wege. Ich gebe ihm Schimmer in der Diktion, eine Wahl glücklicher Bilder und hier und da überraſchende Effekte für die Bühne zu; allein ich ſtreite ihm ab, was den Dichter zum Dichter macht, die ſtille, große, in ewigem Schaffen ruhige Seele. Er durchflog in fieberhafter Eile alle Phaſen der Ge-

ſchichte und Spekulation, um zuletzt alle mit Bit-
terkeit und Unwillen von ſich zu weiſen. Die
Natur genügte ihm nicht, weil er ſie nicht kannte,
und die Philoſophie überſchätzte er, indem er ihr
eine ausgedehnte Macht über die Poeſie ein-
räumte, wodurch er ſeine Schöpfungen durchkäl-
tete. Wie mag nur ſeine Popularität zu erklä-
ren ſein?"

„Es ſind wohl zwei Gründe," entgegnete Ju-
lian, „aus denen ſich die durchgreifende Wirkung
ſeiner Werke erklären läßt. Die Deutſchen ſind
wohl überhaupt mehr geneigt durch Ideen, als
durch unmittelbare Anſchauung ſich gewinnen zu
laſſen. Schiller trat zu einer Zeit auf, wo die
Maſſe mehr wie je, auf die Reſultate ernſter und
durchgreifender Forſchungen aufmerkſam gemacht
wurde; er wandte ſich mit ſeiner glühenden und
begeiſternden Sprache zuerſt an die Jugend der
Nation. Hier wurde ihm gleich ein großer Er-
folg zu Theil. Wenn Sie ſeine dramatiſchen
Werke überblicken, ſo werden Sie bemerken, daß

in jedem der Jugend ein entſcheidendes Urtheil zugetheilt wird. In den Räubern wirft der rohe revolutionäre Jugendgeiſt eine kluge, aber verderbte Welt in Trümmer; im Wallenſtein triumphirt dieſelbe Jugend in ihrer urſprünglichen Reinheit und keuſchen Unerfahrenheit über die verwickeltſten Pläne und die großen Anſtalten eines ergrauten Helden und ſeine liſtige und ſtaatskluge Umgebung; in der Maria Stuart fällt ebenfalls die größte Maſſe von Licht im Gemälde auf die jugendliche Geſtalt eines knabenhaften Enthuſiaſten, im Carlos und Kabale und Liebe ſind bis zur Ungebühr die höchſten Preiſe der Jugend in den Schooß geworfen. Nimmt man nun dazu, daß alle dieſe Stücke in eine Zeit fielen, wo dieſe Jugend ſich ohnedies berufen fühlte, große politiſche Fragen zu entſcheiden, ſo kann man die außerordentlichen Erfolge des Dichters ſich erklären. Ueberdies fiel ihm auch noch eine große Erbſchaft zu."

„Und worin beſtand dieſe?"

„Er fand, wie er auftrat, den alten Spottgeiſt Voltaire's zu bekämpfen. Das war ein leichter Krieg und eine dankbare Rolle. Er ſchwang ſeinen ritterlichen Speer, und unter dem Zujauchzen der begeiſterten Jugend ging er ſeinem ergrauten Gegner auf den Leib. Luther, der die Irrthümer und Mißbräuche in der Kirche zur Erbſchaft erhielt, hatte kaum ein glänzenderes Feld des Krieges, als der Dichter, der im Namen von Vaterland, Jugend und erhabenen Enthuſiasmus gegen die Philoſophie des geiſtreichen Unglaubens kämpfte. Wie prüde und froſtig auch die edle Jungfrau aus ſeiner Umarmung wieder hervorging, Niemand konnte doch bei dieſer platoniſchen Liebſchaft ihrer Ehre einen Flecken anheften, ſie war durch die ſchönſten Verſe und klingendſten Sentenzen wieder in ihren alten Ruhm eingeſetzt worden, und die mit ſo vieler Pracht gefeierte Krönung Carl's VII. war auch eine Krönung des Dichters."

Neuntes Kapitel.

Quel vago impallidir, che'l dolce riso
D'un amorosa nebbia ricoperse.

Petrarc. Sonett. 98.

Der Leſer entſchuldige die didaktiſchen Discurſe, die wir uns im vorhergehenden Kapitel erlaubt haben. Sie waren durchaus nicht zu vermeiden, oder die Reiſeſtraße unſers Helden hätte dann eine andere Richtung nehmen müſſen. Es iſt eben ſo unmöglich, in Weimar nicht von Literatur zu ſprechen, als es unmöglich iſt, in Hamburg nicht von den Spekulationen der Börſe, in Berlin von militäriſchen Manövers, in Frankfurt von den Diner's des Baron Rothſchild und in München vom Ankauf neuer Gemälde und Skulpturen zu reden.

Es ſcheint faſt, als habe Julian in ſeinen eben geäußerten Anſichten gegen ſeinen Charakter geſprochen. Dieſer war jugendlich, kühn, und von enthuſiaſtiſchen Einflüſſen geleitet, und er tadelte einen Dichter, den zwei Drittheile der Nation grade wegen ſeiner Einwirkung auf eine ſo begabte Jugend hoch preiſen, aber hierin mag ſich ein Merkmal unſrer Zeit hervorthun. Julian war eben ſo jung, fühlte ſich eben ſo voll Kraft, wie die Jugend von 1812, aber er hatte es nicht mit dem prahleriſchen und myſteriöſen Gepränge zu thun, das jene jugendlichen Stürmer und Dränger umgab. Er hatte ſich weder in eine Studenten-Verbindung, noch in einen geheimen Orden aufnehmen laſſen, er turnte nicht und ſang keine Körner'ſchen Lieder zur Guitarre, er ſprach nicht von Freiheit und trug nicht den Hals entblößt, er dichtete keine Tragödieen in Jamben und rauchte keine zwanzig Pfeifen an einem Tage. Er hatte Duelle gehabt, aber er ſprach nicht davon, er hatte eine Geliebte und Niemand wußte

auch nur das mindeſte von ihrem Daſein, und doch hatte Julian die fünf glücklichen Jahre ſeiner Univerſitätszeit mit all dem Uebermuth, der kecken Friſche und den tollen Phantaſieen eines achtzehnjährigen „wilden Jungen“ angefüllt. Das iſt eine Zeit der Freiheit, der Poeſie, die ſich ein Deutſcher nicht nehmen läßt. In dieſem glücklichen Stande, wo der Staat noch das Vöglein frei flattern läßt, wo die bürgerliche Geſellſchaft noch nicht ihre tauſend Arme es zu haſchen ausſtreckt, in dieſer Fülle glücklicher und froher Stunden ſpielen die Träume der Zukunft wie gaukelnde Luftgeſtalten um die ſtolze, jugendliche Stirne. Hier unterſcheidet ſich der urſprünglich geknechtete von dem urſprünglich freiem Geiſte. Dieſer bereitet ſich früher eine Feſſel auf ſich zu nehmen, und ſeiner Kraft eine Schranke anzuweiſen, die ihm die Ordnung der Welt und die innere Stimme des Geſetzes vorſchreiben, jener verfällt in trübe Irrungen, der Zwang von außen, und die Lüge von innen treiben ihn zu jenen

Proklamationen einer falſchen Freiheit, hinter deren prunkendem Mantel ſich immerdar Willkür und Anmaßung verſtecken.

Julian hatte ſeine Zeiten, wo die Geiſter des Kampfes ſeiner Seele nahten, und ihn mit jenem unheimlichen Grauen erfüllten, welches jeder edlere und ſtrebende Geiſt empfunden hat. Er fühlte dann alle die Schmerzen, er koſtete alle die Bitterkeiten, die der angedrohten Zerſtörung unſerer Illuſionen vorangehen; aber dieſe dunklen Stunden machten ihn weder zu einem Böſewicht, noch zu einem Feigling. Sie befeſtigten nur früher die Energie ſeines Charakters. Man ſah ihn dann oft Tage lang, mit der Jagdflinte auf der Schulter, die einſamen, nordiſchen Forſte durchziehen, oder in den Einöden der Haide ſich verlieren, mit keinem andern Begleiter als dem Childe Harald in der Taſche und ſeinem treuen Hunde an der Seite. Hier war es oft, wo er einen Hügel, ſpärlich mit Gras bewachſen und geſchmückt mit dem röthlichen Schimmer der in

Haufen blühenden Haidenelke, zum Schauplatz des Krieges erkor, in welchem ſich die ſchimmernden und idealen Träume der Poeſie mit den Entwürfen des praktiſchen Lebens bekämpften. Wie ſchmerzlich ſüß iſt die Erinnerung an ſolche Stunden und an ſolche Plätze. Wie heilig ſind die in Wald und Flur vertheilten ſtillen Altäre, an denen die Jugend betet, an deren Stufen ſie freiwillig von ihren liebſten Träumen Abſchied nimmt, um ſich für die ernſten und heiligen Zwecke ihres Daſeins vorzubereiten.

Julian Kallenfels wollte nicht zu den Schwärmern, nicht zu den Weichlingen gehören, er erkannte ſeine Zeit und gedachte ihren Forderungen zu genügen. Dieſer edle Ehrgeiz belebte jeden ſeiner Schritte und ſchützte ihn vor den Irrthümern und Verbrechen einer zu träumeriſchen und ſinnlichen Jugend. Er bewahrte ihn zugleich vor den Einflüſſen des liebenswürdigen, aber wenig thatkräftigen Clemens. Dieſer, da er die aufſtrebenden und glänzenden Anlagen ſeines Neffen

halb als ſein Werk betrachtete, gefiel ſich darin, mit dem frühreifen Jünglinge ein Freundſchaftsbündniß zu knüpfen, das, wenn Clemens mehr der Mann der That und des Entſchluſſes geweſen wäre, auf die jugendliche Seele Julians die günſtigſten Erfolge hätte äußern müſſen; ſo jedoch wäre faſt der Jüngling dem Verderben nahe gebracht worden, wenn ſeine beſſere Natur ihn nicht geſchützt hätte. Zu den Grundſätzen des Präſidenten, er beehrte nämlich ſeine flüchtigen und launenhaften Maximen mit dem ehrenvollen Namen: Grundſätze, gehörte vor allen andern der: „auf das Herz zu wirken.“ Er hielt ein ſogenanntes „gutes Herz“ für die Quelle aller menſchlichen Vollkommenheiten. Wem ein gutes Herz im Buſen ſchlug, konnte nie ehrlos, nie verbrecheriſch, nie lieblos handeln; Geſetze und Vorſchriften, die das Herz vorſchrieb, mußten wie die einer geoffenbarten Religion befolgt werden; Unterlaſſungsſünden aus Achtung vor der Convenienz unterlagen einer ſtrengen Buße. Dieſe

weichliche Moral hatte den Präſidenten durchs ganze Leben geleitet, und weil dabei die natürliche Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters, der Mangel an großen Leidenſchaften und das Zuſammentreffen günſtiger Verhältniſſe ihn ſo ziemlich mit Lob und Ehre das Meer „voll Klippen“ hatten durchſchiffen laſſen, ſo glaubte er ſein Syſtem über alle Angriffe erhaben als Norm für jede Individualität hinſtellen zu können. Aber er bedachte nicht, daß die Zeit ſeiner Jugend eine andere war als die, in der Julian aufwuchs; er bedachte nicht, daß dem Jahrhundert des Raiſonnements, der Weichlichkeit und des Glanzes unmittelbar das Jahrhundert der Kraft, des Strebens und der That gefolgt war. Man erzog nicht mehr die Knaben nach dem Emil des Rouſſeau und man lehrte die Mädchen nicht mehr jene kokette Schwäche und falſche Unſchuld zur Schau tragen, wie ſie in den Romanen der Madame Genlis glänzen. Man ſetzte ſich nicht mehr in griechiſche Fauteuils, um eine Familiengeſchichte von

Lafontaine zu leſen, und man weinte nicht mehr über eine Tragödie von Kotzebue, wo einem gefühlvollen Narren ſein verſchmitztes Weib davonläuft. Der Sturm der Revolutionen hatte den Männern ihre koſtbaren Gedanken=Spielereien und den Frauen ihre parfümirten Gaze=Schleier geraubt. Das letzte klingende Verslein Mathiſſon's knüpfte ſich unmittelbar an den donnernden Schlachtruf um die Wälle von Leipzig. Es war unmöglich, daß Julian dieſe Kontraſte vergeſſen konnte, er, der von der kräftigen Muſe Goethe's und Byron's den erſten Lichtſtrahl in die träumeriſche Nacht ſeiner Jugend empfing. Es war unmöglich, daß der Präſident ſich ſeiner ſo ganz bemächtigen konnte, als er es beabſichtigte, und in welchem Sinne er ſchon auf den vierzehnjährigen Knaben einzuwirken ſuchte. Clemens machte Verſe, ſie waren weich, gefühlvoll, gekünſtelt und von einer ziemlichen Glätte, die immerdar das Zeichen der Ohnmacht iſt; er gab ſie Julian, und dieſer mußte mit ſeiner ju=

gendlich ſchönen Stimme ſie ihm vortragen. Dieſe Reime handelten von Liebe. Es war darin das Erwachen der Leidenſchaft geſchildert, aber nicht wie das gefährliche Erwachen eines Titanen, der eine Welt zertrümmert, ſondern wie das Erwachen eines Kindes, das unter Blumen ſchläft, und deſſen Wangen Zephyre fächeln. Es waren ſüße Bilder, gleich den Amoretten Bauchar's, die man auf Seide malte und in Seide ſtickte, und die ihre Pfeile gegen Herzen unter ſeidenen Weſten und ſeidenen Korſets richteten. Der Präſident hatte die Welt geſehen, er wußte recht gut, daß man mit dieſer ſeidenglatten Liebe nicht durchkommt, aber er wollte auch nicht, daß ſein Zögling nach dieſen Principien eine Ehe ſchließen ſollte; er trachtete einzig darnach, ihn durch affaires du Coeur von Ausſchweifungen oder von ernſtlichen Verbindungen fern zu halten. Eine jugendliche Liebe, wird ſie von Geſchmack und feinem Urtheil geleitet, iſt das beſte, wo nicht das einzige Mittel, die Seele vor Ueberdruß und Nie=

drigkeit, und das Herz vor der gefährlichen zu frühen Einwirkung des Verſtandes zu bewahren. So urtheilte Clemens und danach handelte er. Als ſein Zögling das achtzehnte Jahr erreicht hatte, machte der Präſident eine Reiſe mit ihm in die Schweiz. Hier miethete er eine reizende Villa am Genfer See, und während der Oheim ſich Mühe gab, Rouſſeau's Heloiſe in deutſche Hexameter zu bringen, hatte der junge bildſchöne Neffe Zeit und Gelegenheit, romantiſche Excurſionen zu machen. Er benutzte ſeine Freiheit ſo gut, daß es zuletzt zehn Stunden in der Umgegend von Genf keine gefährliche Paſſage, keine nur irgend erſteigbare Höhe zu erklettern gab, die Julian nicht überſchritten und erſtiegen hätte.

Eines Tages war ſein Uebermuth Urſache, daß er ſich von ſeinem Gefährten und dem Führer getrennt, und von dem rechten Pfad abirrend in eine gefährliche Gegend verloren hatte. Die Dämmerung trat ein, und unſer Freund ſchwebte noch auf einer Felſenſpitze, nicht wiſſend, ob er

vorwärts oder rückwärts ſich wenden ſolle. In beiden Fällen drohte gleiche Gefahr. Sein Ruf verklang ungehört, und ſeine Bemühungen blieben erfolglos. Die Gefahr hat für die kräftige Jugend etwas Poetiſches. Julian gefiel ſich auf der einſamen Bergſpitze, er dachte an die Helden ſeines Lieblingsdichters und bewillkommnete die Nacht und den erwachenden Sturm mit Begeiſterung, nicht wiſſend, welche gefährliche Feinde ſich ihm nahten. Mehrere Stunden vergingen, und endlich wurde er des Peinigenden ſeiner Lage inne. Er lauſchte auf ein Zeichen, und ſtatt des Alphorns des Führers und ſeiner Gefährten vernahm er nur den langen und durchdringenden Schrei der Bergadler, die, ihre Horſte umkreiſend, die Einöde des Gebirges mit ihren melancholiſchen und furchtbaren Signalrufen erfüllten. Julian brachte die Nacht und noch den folgenden Tag auf der Felsſpitze zu und erſt, als die zweite Nacht ſich näherte, fand ihn einer jener kühnen und wild umherſtreifenden Jäger, die oft die Ret=

ter, öfterer aber noch die Würgengel der unglück⸗
lichen Verirrten ſind, zu denen ſie der Zufall
führt. Der Jäger brachte den erſchöpften Jüng⸗
ling mit Gefahr des eigenen Lebens die Höhe
herab, und als der Gerettete von einer Ohnmacht
erwachte, fand er ſich in einer Hütte auf einem
gaſtlichen Lager, erquickt und geſtärkt durch thä⸗
tige Hülfe der Bewohner.

Das erſte Wiederkehren des Bewußtſeins iſt
gewöhnlich noch mit den theils glänzenden theils
düſtern Bildern einer unbekannten Traumwelt
durchwebt. Julian lag im Fieber und ſein er⸗
hitztes Blut und ſeine erregten Nerven ließen ihn
ſeine Rettung einem Engel zuſchreiben, der, ſei⸗
nen erſchöpften Leib zwiſchen die glänzenden Fit⸗
tiche nehmend, ihn leiſen Sprungs in's Thal her⸗
abbrachte; und ſiehe da, als er die Blicke dem
Lichte öffnete, ſaß dieſer Engel an ſeinem Lager.
Es war ein bleiches Mädchen, deſſen dunkles
Haar in lange Zöpfe geflochten auf dem Nacken
herabhing. War es ein Wunder, wenn die Poeſie

den Faden aufnahm, den ihr ihre Schweſter, die Muſe des Traums, in die Hand gegeben? Der kranke Jüngling ſtreckte ſeine Rechte dem Mädchen entgegen und rief dabei leiſe: „Du haſt mich gerettet — ich danke Dir!“ Sie ſchüttelte den Kopf, ſie verſtand ihn nicht und ein ernſter bittender Wink zeigte auf einen Gegenſtand weiter zurück. Julian blickte ſich mit Mühe um und ſah den Jäger im Gemach ſtehen, neben dieſem einen Mann, der die ſchwarze einfache Tracht eines Geiſtlichen trug. Dieſe Geſtalten paßten nicht zum Traume, Julian wendete ſich ab, und ſah mit einem noch innigern und rührendern Blicke auf das blaſſe Mädchen: „Ich irre mich nicht,“ rief er, „und auch Du täuſcheſt mich nicht in Deiner jetzigen Geſtalt. Als Du hoch in den kryſtallhellen Lüften Dich wiegteſt, ſchimmerten an Deinem Nacken ein goldenes Flügelpaar — wo iſt es jetzt? Warum verbirgſt Du Dich vor mir? Gereuet es Dich, mich gerettet zu haben? O nimm dafür das Opfer meines Lebens an;

Dir ſoll es gehören; Du haſt es dem kalten Grabe entzogen, führe es fortan dem goldenen Lichte, in dem Du wohneſt, entgegen!“

In dieſen Fieberphantaſien lag eine Wahrheit, und ein Gefühl, das das unerfahrene Landmädchen verſtand, ohne daß ſie den Sinn der Worte begriff. Das dunkle Auge mit ſeinen glühenden Strahlen, die erhitzte Wange und der bewegte Klang der Stimme machten dieſe pathetiſche Anrede zu einer ſehr gefährlichen Liebeserklärung. Was half's, daß ſich jetzt der wahre Retter zeigte? Es war eine vierſchrötige Geſtalt mit ſehr proſaiſchem ſonnenverbrannten Geſicht, Julian blieb dabei, daß er von einem Engel gerettet ſein wollte, und daß dieſer Engel das ſchöne bleiche Mädchen war, das ihn jetzt pflegte. Als das Fieber geheilt war, erkannte er freilich ſeinen Irrthum, aber nach dem Syſteme, welches achtzehn Jahr und etwas Poeſie ſich zuſammen zu ſetzen pflegen, geſtand er ihn nie ein. Er blieb vierzehn Tage, drei Wochen in der Hütte,

und der Präſident, den man von dem Unfalle benachrichtigte, kam mit gefüllter Börſe, um ſeinen geliebten Neffen wieder auszulöſen. Der Jäger, der offenbar nicht zu den großmüthigen Menſchenfreunden, wie wir ſie auf der Bühne bewundern, gehörte, ließ ſich das Geſchäft, das ſeine derben Schultern und Fäuſte verrichtet hatten, mit den kleinen goldenen Scheiben, die der Hand des „vornehmen Herren" entfielen, bezahlen. Der Geiſtliche und das junge Mädchen waren jedoch einen Tag vor der angemeldeten Ankunft des Präſidenten verſchwunden. Der Oheim und der Neffe kehrten nach Genf zurück.

Aber es war keine Woche verfloſſen, ſo merkte der Erſtere ſchon, daß mit ſeinem Geliebten eine Veränderung vorgegangen. Er hatte ſelbſt zu oft über die Symptome der erſten Leidenſchaft nachgedacht, er war zu ſehr gewohnt, jede kleine Veränderung im Weſen ſeines Neffen zu bemerken, als daß er ſich jetzt über die wahre Beſchaffenheit der Gefühle Julians hätte täuſchen ſollen.

Eines Abends, als der Jüngling von einem einſamen, träumeriſchen Spaziergange zurückkehrte, trat der Präſident auf ihn zu, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: „Wir werden bald Genf verlaſſen, Julian. Dieſe Nachricht wird Dir willkommen ſein, denn ich weiß, daß Du Dich hier ſchon langweileſt.“

„Ich? — keineswegs, lieber Onkel; — aber — ich habe hier keine Stimme; Sie wollen reiſen — ich reiſe mit.“ Dieſe letzten Worte begleitete ein tiefer Seufzer.

„Mein Sohn,“ ſagte der Präſident mit gerührtem Tone, „Du weißt, daß Deine Wünſche immerdar Einfluß auf meine Pläne ausgeübt. Willſt Du alſo länger hier bleiben?“

„Weshalb?“

„Ich frage nur. — Es könnte ſein, daß Du Intereſſe an dieſer reizenden Gegend gefunden — daß Du Bekanntſchaften gemacht.“

Julian erröthete und wendete ſich ab.

„Du ſchweigſt? — Mein Kind, ich liebe keine

langen Erörterungen. Laß mich den alten prak=tiſchen Arzt ſpielen, der ſeinem Patienten ohne Umſchweif die Wahrheit ſagt. Du liebſt.“

Julian warf einen glühenden Blick, wie zür=nend, auf ſeinen Oheim, er erbleichte und ſchwieg. Der Präſident ließ eine kleine Pauſe vergehen, dann ſchloß er ihn leidenſchaftlich in ſeine Arme. „Es iſt gut,“ rief er, — „Du liebſt! — Das iſt ja alles, was ich verlangt habe.“ Julian wollte ſprechen: „Kein Wort weiter,“ ſagte der Präſident eilig, indem er mit der Hand über die Augen fuhr und dann ſchnell nach ſeiner Doſe ſuchte. — „Ich will nicht in Dein Geheimniß eindringen. Nenne mir weder den Namen des Mädchens, noch ihren Wohnort. Es iſt mir ganz gleich, ob ſie in Kamtſchatka oder in Liſſa=bon zu Hauſe iſt, ob man ſie eine Bäuerin oder eine Fürſtin nennt. Für mich iſt es genug, daß Du liebſt. Wir bleiben jetzt bis zu Ende des Herbſtes in Genf. Ich bin mit meiner Heloiſe noch nicht zur Liebeserklärung gekommen. Ha,

ha, mach', daß Du mit der Deinigen mich nicht zu raſch überflügelſt. Aber freilich, Du Schelm, Du brauchſt nicht in Hexametern zu lieben."

Seit dieſer Zeit fand kein Geſpräch mehr zwiſchen Onkel und Neffen über dieſen Gegenſtand ſtatt. Der Präſident ſah es mit Ruhe und Zufriedenheit, daß Julian oft ganze Tage von der Villa entfernt blieb. Er ließ nicht nach ihm forſchen, denn er wußte, daß er jetzt nicht mehr auf einſamen Klippen ſaß, oder ſich in unwirthbare Schluchten verirrte. Es wandelte ihn nur manches Mal die Beſorgniß an, daß ſein Pflegling ein zu gefühlvolles Herz bei dieſer Gelegenheit entwickeln könne, und daß er am Ende wohl wenig Luſt zeigen würde, nach Göttingen zurück zu kehren, um ſich mit dem deutſchen Bund und der Verfaſſung des Königreichs Hannover zu beſchäftigen. Allein er irrte. Als die Zeit zur Abreiſe kam, machte Julian durchaus keine Einwendungen. Es ſchien, daß er mit dem intereſſanteſten Kapitel im Buche des Lebens, mit der erſten Liebe,

ſehr ſchnell fertig geworden, und der Oheim ſeufzte, denn dieſe Anzeichen waren ihm doch nicht willkommen. Er erſchrak faſt, als er hörte, daß Julian kein Gedicht, auch nicht das kleinſte auf die „Liebe am Fuße der Alpen“ gemacht habe. Hier traf ja alles zuſammen — Naturſchönheit, Liebe, Jugend und — kein Gedicht! Hier betrogen zum erſten Male alle Beobachtungen und Erfahrungen den armen Präſidenten; denn nicht einmal Trauer, Schwermuth — nicht ein leiſes Nachdenken war in den Zügen des Jünglings zu leſen. Wie wenig iſt dergleichen zu begreifen.

Julian täuſchte ſeinen Onkel. Er ſah die Verlegenheit, die Unruhe deſſelben und vermochte es doch ſein Geheimniß in tiefſter Bruſt zu verſchließen. Hier zeigte ſich die erſte Differenz im Charakter des Onkels und des Neffen.

Beide Reiſenden waren ſchon ſeit einem Jahre wieder daheim. Clemens ſaß in ſeiner Bibliothek und ſchrieb maleriſche Skizzen, Julian war

auf ſeinen abentheuerlichen, einſamen, nächtlichen Streifzügen begriffen, da langte ein einfacher Reiſewagen, in einem Dorfe, einige Stunden von der Stadt entfernt, an. Ein junges, blühendes Mädchen ſtieg heraus, und wurde vom Pfarrer empfangen. Wenige Augenblicke darauf lagen Julian und Leontine einander in den Armen. — Der gute Clemens, wie vielen Kummer machte es ihm, daß ſein Neffe keine verliebten Verſe gedichtet; hätte er dieſe Scene, wie ſie in der einſamen Pfarrerwohnung ſpielte, ſehen können, es wäre ihm ſüßer Troſt geweſen, und er hätte neue Hoffnungen auf das „gute Herz“ ſeines Lieblings bauen können.

[illegible]

Zweites Buch.

Die Tochter des Banquier's.

Erſtes Kapitel.

Es giebt eine der Mode gemäße Art nichtsbedeutenden Geſchwätzes, die du erlernen ſollteſt.

Cheſterfield's Briefe.

In einer ziemlich bedeutenden Stadt, einem Grenzort an Oeſterreich, wurden unſere Reiſenden durch das Zuſammentreffen einiger beſondern Umſtände aufgehalten. Kallenfels hatte von Weimar aus den bequemen Wagen des Präſidenten zurückgeſchickt, weil er ſowohl als Morton es vorgezogen in einem leichten, offenen Kabriolet ihre Reiſe fortzuſetzen. Morton nahm ſeinen Platz auf dem erhöhten Sitz des Kutſchers, um die freieſte Ausſicht zu haben. Er brachte auch trotz den Vorſtellungen ſeines Freundes die Nächte

auf ſeiner Warte zu, und da es öfters kühl wurde und auch Regen fiel, ſo langte der etwas ſchwächliche Morton mit einem tüchtigen Erkältungsfieber in — an. Der Aufenthalt, den dieſe Krankheit verurſachte, bewog Kallenfels ſich auf ein längeres Dableiben einzurichten. Es wurde eine Folge recht gut gelegener Zimmer in dem Gaſthofe gemiethet, und Julian begab ſich zu dem Banquier, an den er von Clemens angewieſen war, und wo er Briefe von dieſem und dem Pfarrer zu finden hoffte. Der angeſehene Kaufmann empfing ihn auf's Artigſte, bedauerte nichts für ihn empfangen zu haben, und nachdem das Geldgeſchäft abgemacht war, ſagte Herr Braun zu ſeinem Gaſte nach kurzem Beſinnen: „Ich kann Ihnen wegen der Briefe, die Sie erwarten, doch noch einige Hoffnung geben. Der Commerzienrath von Melas wohnt gegenwärtig hier; er iſt, wie ich weiß, ein genauer Freund des Präſidenten, ihres Oheims. Sehr möglich, daß man ihm die Sie betreffenden Nachrichten zugeſchickt hat."

„Melas?“ entgegnete Kallenfels. „Ich glaube von meinem Oheim gehört zu haben, daß dieſer reiche Banquier in Wien ein großes Haus machte.“

„Vor Zeiten, voilà tout,“ ſagte Herr Braun mit einem etwas ſpöttiſchen Lächeln, „jetzt lebt er hier, und Sie werden ihn eben ſo glänzend eingerichtet finden als in Wien. Darf ich mir die Ehre ausbitten Sie bei ihm einzuführen. In der That, ich darf mir ſchmeicheln mit Herrn von Melas in ziemlich gutem Vernehmen zu ſtehen. Heute Abend grade giebt er eine ſeiner muſikaliſchen Soiréen, die, wie uns Kenner verſichern, denen in London und Paris wenig nachgeben. Sie wiſſen, er hält eine eigne Kapelle von Künſtlern, die er aus Wien mitgebracht. O er ſpielt hier den Kröſus, und ich verdenke es ihm nicht, daß er die Kaiſerſtadt gegen unſere beſcheidene Cité, die übrigens auch einſt freie Reichsſtadt war, vertauſcht hat. Ich behaupte dabei, daß die nachtheiligen Gerüchte über ihn nicht wahr ſind. Warum ſollte er nicht hier der Erſte ſein wollen,

da er Wien doch nur der Neun und neunzigſte ſeiner Art war? Voilà tout.“

Herr Braun gefiel ſich in ſeiner hohen Cravatte, in ſeinem in Locken gelegten toupé und in einer leichten achſelzuckenden Redeweiſe. Er ſchloß alle ſeine Phraſen mit „voilà tout.“ Herr Braun war ein emporgekommener Schacher-Jude, voilà tout. Kallenfels, der eine Reihenfolge einſamer Abende im Gaſthauſe vor ſich ſah, nahm die vorgeſchlagene Einführung in's Hôtel des Commerzienraths an, und am Abend um neun Uhr befanden ſich Herr Braun und ſein Empfohlener auf dem Wege nach der muſikaliſchen Soirée.

„Noch eins,“ flüſterte Herr Braun, als ſie durch eine Reihe Diener im Vorſaal ſchritten. „Ich habe den beſten Theil meiner Nachrichten bis zuletzt aufgeſpart. Herr von Melas hat eine Tochter — ſie erbt eine Million, ſagt man — O ſie iſt ſchön, aber ſie hat Eigenheiten; voilà tout.“

In einem der erſten Zimmer fanden ſie den Commerzienrath, der auf ihren Beſuch ſchon vorbereitet war, und ſie höflich empfing. Herr von Melas war ein kleiner Mann, mit einem Anſatz zum Dickwerden, mit feinen blaſſen Zügen und kleinen lebhaften Augen. Er machte nicht viel Worte, und ſchien die langen Reden auch bei Anderen nicht wohl zu dulden. Er ſchnitt die Phraſen des Herrn Braun auf's Unbarmherzigſte entzwei, indem er mit ſcharfer Stimme einige Zwiſchenfragen an Kallenfels richtete. In einem luxuriös eingerichteten Salon waren Muſiker und Geſellſchaft ſchon verſammelt. Julian bemerkte einige friſche jugendliche Geſichter, beſonders fiel ihm eine Blondine auf, die am Piano Platz genommen, und eben die zarten Lippen öffnete, um eine Arie von Bellini zu ſingen, als der forſchende Blick Julians ihr ein kleines Erröthen ablockte.

„Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Schweſter vorſtelle," ſagte der Banquier, als die Par=

thie zu Ende war. „Graf Kallenfels — Gräfin Solinges und meine Nichte! — Jenny, Du lernſt hier den Neffen meines Freundes und Gönners kennen, trage dazu bei, daß es dem Grafen in meinem Hauſe gefällt. — Gräfin Solinges, Herr Graf.“

„Man liebt in Hannover die Muſik,“ ſagte das junge Mädchen, indem ſie erröthend mit ihren Notenblättern ſpielte, und einen flüchtigen Blick auf Julian warf. „Sie ſind gewiß ſelbſt muſikaliſch?“

„Ich liebe die Muſik leidenſchaftlich,“ entgegnete Julian, „obgleich mir das Talent ſie auszuüben verſagt iſt.“

„Darf ich Ihnen glauben?“ fragte Jenny, indem ſie mit einem reizenden Lächeln, das nicht ohne Koketterie war, aufſchaute. „Als Sie in den Saal traten, fürchtete ich die Zahl der Kritiker meines ſchwachen Talents um einen ſehr ſcharfſichtigen und ſtrengen vermehrt.“

„Sie haben den ſtrengſten nicht zu fürchten,“

entgegnete Julian mit Wärme. „Ich hörte die Cavatine, die ich zu meinen Lieblingen in dieſer Oper zähle, noch nie ſo ſchön vortragen.“

„Wo iſt Sara?“ fragte der Commerzienrath.

Jenny antwortete leiſe und indem Julian ſich wieder zu ihr wenden wollte, begann eine ſehr rauſchende Symphonie, und er verließ das Piano, indem er ſich in eine entfernte Ecke des Saals zurück zog. Sein Blick verfolgte die Blondine, die ſich unter die jungen Mädchen gemiſcht hatte. Er fand ihren Wuchs reizend, ihre Toilette ausgeſucht.

Das Conzert dauerte etwas lange; als es beendet war, folgte ein glänzendes Souper. Im Schimmer der Kerzen und des Silbers ſetzte man ſich an kleinen Tiſchen zuſammen. Kallenfels, der die Ehre erhielt die dicke Schweſter des Banquiers zur Tafel zu führen, fühlte ſich gelangweilt und war nahe daran den gar zu gefälligen Herrn Braun zu verwünſchen, der ihn verführt

hatte, eine für ihn wenig ergiebige Quelle des Vergnügens aufzuſuchen. Gräfin Solinges war eine Dame, die leidenſchaftlich kleine Anekdoten liebte und die ein Bouquet gelber Roſen auf ihrer Haube trug. Auf ihrer linken Seite ſaß ein junger Franzoſe mit glänzenden, ſchwarzen Locken und einem kühnen Profil. Die alte Dame neckte ſich mit dieſem Nachbar auf eine ziemlich ungenirte Weiſe. „Wieder melancholiſch?" rief ſie ihm zu. „Ich weiß, wen Sie ſuchen; aber ſie erſcheint heute Abend nicht. Sie können heute mit ihr nicht auf die Ariſtokratie ſchelten — ach dieſe unſchuldige Ariſtokratie! Giebt's wohl eine harmloſere Menſchenklaſſe, als der Adel heut zu Tage! Was ſagen Sie dazu, Graf Kallenfels? Man ſagt mir, in Hannover giebt es noch eine Ariſtokratie — o das hat überall anderswo aufgehört."

„Madame, ein Glas Champagner!" rief der Franzoſe, indem er dem Bedienten den ſilbernen Teller abnahm.

„Gnädigſte Gräfin!“ rief Herr Braun über den Tiſch herüber, „ich bin in der That verlegen, denn ich weiß nicht, ob Sie die Anekdote vom Kaiſer Franz nicht ſchon kennen, welche ich eben dem Herrn Baron von Blitter erzählen will?“

„Ich kenne viele Anekdoten über den hochſeeligen Kaiſer,“ entgegnete die Dame, indem ſie ihr Glas hinſetzte. „Iſt es etwa die von dem Bettler und dem Hunde?“

„Bitte tauſend Mal um Entſchuldigung; in meiner Anekdote kommt zwar ein Bettler, aber ohne Hund vor; voilà tout.“

Die Anekdote wurde erzählt, ſie war ziemlich lang und Herr Blitter, der ſie anhören ſollte, nahm ſich die Freiheit dazu zu gähnen. Er wollte ſeinerſeits ſeine Urtheile über Muſik laut werden laſſen, und fand es unbequem, daß dazwiſchen lange Anekdoten erzählt wurden, die Gräfin jedoch hörte die Geſchichte mit Behagen an, und gab dann ihre Anekdote vom Bettler

mit dem Hunde zum Beſten. Herr von Blitter wandte ſich zu Kallenfels: „Ich bin nur ein Edelmann auf dem Lande,“ hub er an, mit einem ſtolzen Lächeln; „aber gleichwohl kann ich über manche Dinge mitſprechen, namentlich über Muſik, die ich leidenſchaftlich verehre. Mein Vater hörte die Mara, und ich die Catalani, Sie begreifen alſo, mein Herr, daß ich über Muſik mitſprechen kann.“

„Ich zweiſle durchaus nicht,“ entgegnete Julian, und ſeine Blicke ſuchten Jenny. Sie ſaß am dritten Tiſch, und ein junger Offizier mit ſehr ſchlanker Taille befließ ſich angelegentlich ſie zu unterhalten.

„Mein Vater hörte die Mara und ich die Catalani,“ hub Herr von Blitter wieder an, „und mein Sohn ſoll, will's Gott, die Malibran hören.“

„Das wird er nicht,“ rief die Gräfin dazwiſchen, „die Malibran iſt todt. Haha, das wußten Sie nicht?“

„Nein!“ entgegnete der Muſikkenner, indem er wie erſtarrt die Arme ſinken ließ. „O Gott, dieſe Nachtigallenklänge ſoll alſo mein Philipp nicht hören? Ich hatte es mir ſchon ſo vortrefflich ausgedacht: wir drei ſollten die drei berühmteſten Stimmen unſerer Zeit gehört haben.“

„Die Griſi lebt noch,“ rief der Franzoſe mit einem boshaften Lächeln; „wenn ſich Ihr Philipp ſehr beeilt, ſo kann er eine Stimme hören, die Italien und Frankreich vergöttern.“

„O ich werde morgen Poſtpferde beſtellen.“

Aus dem Nebenzimmer erſcholl jetzt ein Walzer von Strauß, und der Mann, der über ſo manche Dinge mit zu ſprechen wußte, ſchwieg und verzog ſein Antlitz zu einer kritiſch verdrüßlichen Miene. Ein Walzer von Strauß ſtand zu niedrig, um die Ehre ſeiner Aufmerkſamkeit zu erhalten. Die Geſellſchaft erhob ſich; der jüngere Theil mit großer Lebhaftigkeit. Julian's Blicke trafen auf die Jenny's, als ſie am Arm

des Lieutenants mit der ſchlanken Taille dem Saale zu eilte. Der Commerzienrath und Kallenfels fanden ſich in einer Fenſterniſche zuſammen. Der Banquier hatte durch ein Glas Wein eine erhöhte Lebendigkeit gewonnen, er drückte die Hand ſeines Gaſtes mit einer Herzlichkeit, die viel Gewinnendes hatte. „Sie werden mein Haus wie das Ihrige betrachten, ſo lange Sie in — ſind; und auch Ihr Freund, Ihr Reiſegefährte, — wo iſt er? Bitte, wollen wir alle Gène, alle Ceremonieen bei Seite ſetzen.“ Julian erzählte von der Krankheit Sir Charles. „Er wird ſich in unſerer Stadt bald wieder erholen,“ ſagte der Banquier. „Lage und Luft ſind hier geſund. Sie glauben nicht, wie ich in Wien gelitten habe; der Staub, die Hitze — die Ermüdung! Fremde, die Wien nicht kennen, ſind entzückt, wenn ſie es zum erſten Mal ſehen, aber wohnen Sie, wie ich, dreißig Jahre dort, und ich verſichere Sie, Sie kommen krank an Seele und Leib wieder zu den Ihrigen.“

Herr von Melas hielt inne, und ließ einen trockenen Huſten hören, gleichſam zum Beweis der eben geſprochenen Worte; dann ſagte er ſchnell: „Aber Sie reiſen jetzt nach Wien? Ich will Ihnen nichts Schlimmes von einem Orte ſagen, den ſich Ihre Phantaſie vielleicht mit den reizendſten Farben ausgeſchmückt hat. O Sie treffen da auf viele Genüſſe — Muſik, treffliche Muſik, Tanz, gute Tafel — aber; nun das findet ſich. Sie ſchnupfen keinen Taback? — Halte ich Sie etwa vom Tanz ab?“ — Julian verneinte. — „Sie ſind anders, wie Ihr Onkel,“ fuhr der Banquier fort, „den hab ich immer von den Mädchen fern halten müſſen, er tanzte zu leidenſchaftlich. Damals herrſchte noch Frohſinn. Was würde ich darum geben meinen theuren Grafen Clemens wiederzuſehen; o er fände manche neue Runzel auf dieſem Geſichte, das er oft mit Liebe betrachtete. Sie gleichen ihm, aber nur ernſter, wenn ich ſagen darf, finſterer.“

Der Commerzienrath plauderte ſo fort bis

weit über Mitternacht, wo ſeine Zimmer nach und nach leer wurden. Es war für eine Provinzſtadt ein recht hübſcher Abend; dennoch ging Julian heim mit dem Entſchluß, wo möglich nicht wieder zu kommen.

Zweites Kapitel.

Der Ritter ſah von fern, nicht unerfreut
dem Treiben zu; —

Childe Harold.

Am andern Morgen, ziemlich früh, ließ ſich Herr Braun melden. Er brachte eine Einladung zum Mittag bei dem Herrn von Melas, und war nicht wenig erſtaunt, als Julian ihm erklärte, er werde nicht kommen. Sir Charles lag auf dem Sopha mit verbundenem Kopf und geſchloſſenen Augen. Es herrſchte eine lange Pauſe. Herr Braun räusperte ſich und griff in die Taſche. „Ich übergebe Ihnen Briefe," ſagte er mit wichtigem Tone. „Geſtern brachte ſie die Poſt." Es wurden Komplimente gewechſelt und endlich entfernte ſich Kallenfels, um die lang erwarteten

Nachrichten zu leſen. Es waren zwei Briefe von Clemens und einer vom Pfarrer. Julian riß den Umſchlag vom letzteren leidenſchaftlich auf. Er enthielt Klagen, und die Handſchrift Leontinens zeugte von einer bewegten Stimmung, es waren Thränenſpuren zu entdecken. Julian küßte das Papier, ſeine Pulſe ſchlugen heftiger, und er warf ſich auf einen Lehnſtuhl, indem er ſein Antlitz mit den Händen bedeckte. Die Briefe des Präſidenten waren heiterer Art. Er hatte von der Anweſenheit des Commerzienraths in — gehört und rieth ſeinem Neffen auf das angelegentlichſte die Bekanntſchaft im Hauſe des frühern Freundes zu ſuchen. „Er iſt ein Mann,“ hieß es im Briefe, „der das Geld ſchätzt, aber dabei doch noch andere Götter verehrt. Ich habe eine ſentimentale Periode mit ihm durchgemacht; wir liebten ein und daſſelbe Mädchen, das ihm zuletzt vom Schickſal zufiel. Die gute Seraphine war eine Schwärmerin; ſie hatte die ſchönſten ſchwarzen Augen, die ich diesſeits der Alpen geſehen; ich höre, ihre Toch-

ter hat ſie von ihr geerbt; ſuche die Bekanntſchaft der kleinen Sara zu machen, und küſſe ſie in meinem Namen. Laß Dir von Melas eine Empfehlung an die Fürſtin G— geben; ſein Einfluß war dort einſt bedeutend. Lebe wohl; man ſpricht davon, daß Dein Vater in's Miniſterium tritt, die Parthei, die ihm entgegen war, iſt geſtürzt. Mein rechtes Bein hat vorige Woche wieder einen derben Gichtanfall zu beſtehen gehabt.

Nachſchrift: Vertraue Melas nicht in allen Dingen; es giebt Leute, die da wiſſen wollen, daß er eine geheime Anſtellung hat. Er hatte einſt ein gutes Herz; er kann unmöglich ganz geſunken ſein."

Dein zärtlicher Freund Clemens.

Herr Braun konnte ſich unmöglich entfernen, ohne ſeinem Witz doch wenigſtens einigen Spielraum zu vergönnen. Mit dem ſchweigſamen Morton war nichts anzufangen geweſen, als daher Kallenfels wieder in's Zimmer trat, ſchoß der unruhige Banquier auf ihn zu, indem er ihn

mit Fragen beſtürmte, wie ihm die Tafel, das Silber, die Geſellſchaft, das Piano, die Tabatiere, und die blauen und ſilbernen Draperien des Herrn von Melas gefallen hätten.

„Warum ſah ich die Tochter vom Hauſe nicht?“ fragte Julian.

Der Banquier war froh, etwas zu berichten zu haben. „O, das hat ſeine eigene Bewandniß damit,“ ſagte er, indem er ſeine kleinen grauen Augen zukniff, und die Falten ſeiner Wangen ſich, wie die Wellen eines See's, in das Gebüſch ſeines rothen Backenbarts verloren. „Fräulein Sara, wie ich Ihnen ſchon geſtern die Ehre hatte zu verſichern, gehört zu den Damen, die an den Nerven leiden, und die daher allerlei ſeltſamen Grillen ausgeſetzt ſind. Fräulein Sara iſt ſehr ſchön, aber ſie liebt nicht, daß man es ihr ſagt, Fräulein Sara iſt ſehr reich, aber ſie liebt wieder nicht, daß man ihr es merken läßt, Fräulein Sara ſingt wie ein Engel, ſpricht wie ein Buch, aber wehe dem, der darüber in Lobſprüche aus-

bricht, endlich iſt Fräulein Sara daran ſchuld, daß ſich der Herr von Melas nicht Baron nennt, was er doch mit gutem Fug und mit Hülfe ſeines Geldes geworden iſt. O vom Fräulein Sara könnte man ein ganzes Buch ſchreiben.“

„Das ich übrigens zu leſen wünſchte,“ rief Julian lächelnd.

„Nichts leichter als das,“ entgegnete Braun, dem das Eingehen auf ſeinen Vergleich ſchmeichelte; „kommen Sie heute Mittag zum Vater, ſo ſehen Sie das Wunderkind. Heute iſt ihr Tag, heute iſt ſie ſichtbar. Kommen Sie, theurer Herr Graf.“

„Kennen Sie den Franzoſen, der geſtern beim Soupé neben der Gräfin ſaß?“

„Ob ich ihn kenne? Ein Abentheurer voilà tout!“

„Er macht dem Fräulein Melas den Hof.“

„Er wird nicht reüſſiren, der pauvre!“ ſagte Braun mit Achſelzucken. „Ein hübſcher Junge — viel Geiſt, etwas Grobheit, Ungenirtheit — aus

einem guten Hauſe — aber kein Vermögen; voilà tout. — Aber er macht zugleich Madame Solinges die Cour, und dieſe ältliche Kokette iſt froh, wenn Jemand ihr neues Wappen für ein altes anſieht; Herr Lazares thut ihr den Gefallen. Aber, theurer Herr Graf, Sie ſehen wohl, daß ich hier Ihnen zu Liebe aus der Schule plaudere. Meine Geſchäfte rufen mich; — alſo Sie kommen zu Mittag?"

„Nein, Herr Braun; allein ich werde in dieſen Tagen mich ein Mal zum Abend einfinden, und ich hoffe Sie dann dort zu ſehen."

In der That, die Erinnerungen, die die Briefe gebracht, waren zu lebhaft, Mortons Uebelbefinden nahm eine zu ernſtliche Wendung, als daß Kallenfels vor Ablauf der Woche ſich in dem Salon des Commerzienraths hätte zeigen mögen. Als er es that, geſchah es an einem Abende, wo der gaſtfreie Wirth gewöhnlich keine Geſellſchaft ſah. Nichts deſto weniger war der Vorſaal eben ſo hell erleuchtet und mit Dienern ge-

füllt, wie an den Beſuch=Tagen. Es fiel Julian auf, mitten unter dieſem Schwarm geputzter Müßiggänger eine alte Frau in Lumpen zu ſehen, die ſich gerade die Treppe herabbewegte, als er hinauf ſtieg. Die Züge der Bettlerin hatten etwas eigenthümlich Starres, es lag in ihren kleinen zuſammengezogenen Augen ein ſtechender Ingrimm und der weite Mund war in Spott verzogen. Sie wankte an ihm vorbei und er bemerkte, daß, wie ſie der Hausthür zueilte, die Diener und der Portier ihr mit einer Art von Ehrfurcht Platz machten. Es war keine Zeit, ſich nach dieſer ſonderbaren Erſcheinung zu erkundigen, denn der anmeldende Bediente kam, um ihn in die Gemächer der Familie zu führen. Julian ſah ſich mit Ueberraſchung in einen Sommerpavillon verſetzt, der eine offene Fernſicht auf den Garten zeigte, und wo die kleine Geſellſchaft bei Gruppen von Blumen und einzelnen matt ſchimmernden Lampen zuſammenſaß, die warme Abendluft einathmend. Gräfin Jenny ſang wieder, und

ihre Töne hatten in dieſer Umgebung etwas Zauberiſches, das auf das poetiſche Gemüth Julians wirkte. Er ſetzte ſich ſtillſchweigend auf einen Seſſel zwiſchen den Säulen, und verſank in Träumereien, indem er abwechſelnd den Blick auf die in nächtliche Schatten verſinkende Gegend, und dann auf den Salon und die Sängerin richtete, über deren blondem Haupte eine Lampe wie eine Mondkugel ſchimmerte, während Zweige von lila und weißem Flieder ſich auf ſie herabneigten, um im Hauche ihres Liedes zu duften. Es war das Schlummerlied aus dem „Othello.“

Gegen Ende des Geſanges glaubte Julian neben ſich leiſe Schritte zu hören; er richtete den Blick dorthin und erſchrak faſt, denn in geringer Entfernung ſtand, wie eine Bildſäule in der Nacht, eine ſchlanke Geſtalt. Ihr Antlitz ſchimmerte bleich und ihre Blicke waren unbeweglich auf ihn gerichtet. Ein leichter Schleier von Gaze ſpielte in der Nachtluft. Wie die Arie beendet war und die letzten Töne wie Seufzer der Sehn=

ſucht in die dunkeln Gebüſche verklangen, trat jene Geſtalt zwiſchen den Säulen hervor. Sie näherte ſich Jenny und legte liebkoſend ihren Arm um die runde Schulter des Mädchens, die freundlich lächelnd zu ihr heraufſah. Julian wußte, wen er vor ſich ſah, ohne daß man ihn den Namen genannt. Er betrachtete ſie genauer, und fand eine volle ſtolze Schönheit, mit einem Nacken und einer Kopfhaltung ähnlich der Büſte der Agrippina. Es fehlte dieſer hohen Stirne nur das Diadem. Am Hinterhaupt war das reiche ſchwarze Haar in einen ſtarken Knoten geſchürzt, an den Wangen fiel es in eine Menge glänzender Ringe herab, gleich der Haartracht, wie man ſie auf den Portraits der Königin Chriſtine ſieht, und die zugleich etwas Kühnes und Anmuthiges hat, wenn, wie hier, ein volles und bleiches Oval des Geſichts dieſer Mode entgegen kommt. Der Gazeſchleier war vielfach um den Hals geſchlungen; in dieſer weichen Umhüllung bewegte ſich der ſchöne Kopf mit ſeiner

ſchwarzen Lockenfülle und ſeinem blitzenden Ohr-ſchmuck in Stellungen, wie man ſie in den Ge-mälden Titians öfters antrifft. Eine ſolche Er-ſcheinung konnte nicht anders als die Aufmerk-ſamkeit Julians im hohen Grade auf ſich ziehen. Er ſtand auf um ſich dem Piano zu nähern und der Banquier beeilte ſich ſeine ſchöne Tochter mit dem Fremden bekannt zu machen. Die Gräſin Solinges trat ebenfalls dazu und nachdem die gewöhnlichen Begrüßungen gewechſelt waren, ſagte die alte Dame mit dem ihr eigenthümlichen halb flüſternden, halb kreiſchenden Ton: „Ich wünſchte, meine theure Nichte, daſſelbe Lied von Ihnen geſungen zu hören. Sind Sie in der Stimmung, uns dieſe Freude zu gewähren?“ Sara neigte leiſe den Kopf, ohne etwas zu erwiedern, ſie blieb ſtehen, Jenny ſpielte, und die Geſellſchaft ſuchte wieder ihre Stühle auf. Julian war nicht ohne Kenntniß der berühmten Stimmen ſeiner Zeit. Die kunſtliebende und reiche Ariſtokratie Hanno-vers hatte das Glück, durch ihre Scala die am

meiſten in Ruf ſtehenden ſtolzen Schwäne des Geſanges nach einander ziehen zu ſehen, und in der Bruſt des Jünglings hallten noch die himmliſchen Klänge der Paſta nach, dieſes weiblichen Byron's, die er in London, und ſpäter auch auf dem Kontinent, bewundert hatte. Damals ein Knabe noch, hatte manches Jahr indeß ſeine Schatten über dieſe Wunderblumen des Geſanges geworfen; jetzt, da er Sara Melas hörte, blühten die prächtigen Kelche neu auf, und verbreiteten einen berauſchenden Duft in ſeiner Seele. Nie hauchte Desdemona ihren Schmerz in rührendere und gewaltigere Klänge. Es ſchüttete der Wahnſinn ſein Füllhorn feurig dunkler Mohnblumen über die reine keuſche Bruſt Pſyche's. Der helle Marmorleib erzitterte unter dem Streit glühender dämoniſcher Töne, die wie Arme an ihm heraufrankten. Der Buſen fühlte eine wetterſchwüle Nacht ſich herabſenken, und doch athmete er unter allen Qualen der Beängſtigung mit vollen Zügen eine noch nie gefühlte Seeligkeit ein.

Glänzende ſüße Tongeiſter flatterten in die Höh'
und ſuchten die drohenden Wolken zu zerſtreuen,
aber immer düſterer zogen ſie ſich zuſammen, bis
endlich jenes erſchütternde Finale, das Schatten
des Todes über die Seele wirft, den grauſenvol-
len Klagegeſang endigt.

Es waren Worte, die den wahreſten und
treueſten Ausdruck ſeines bewegten Gemüths in
ſich trugen, mit denen Julian jetzt Sara'n nahte,
als eine tiefe Pauſe vorhergegangen war; aber
der Blick ihrer dunkeln Augen ſchreckte ihn zu-
rück, und machte, daß das Wort auf der Lippe
ihm erſtarb. „Nicht wàhr," ſagte die Tochter
des Banquiers mit kalter und ſcharfer Stimme,
„das war vortrefflich, einzig, herrlich? — O ja,
es giebt noch Schmerz in der Welt, und es fehlt
nicht an einer Sprache, ihn auszudrücken." Ju-
lian ſah ſie betroffen an. Sie veränderte die
Miene des Spottes nicht. Er wollte ſie um
den räthſelhaften Sinn ihrer Worte befragen;
aber es drängten ſich andere dazwiſchen. Später

ſah er ſie mit Herrn von Lazares ſprechen. Ihre Miene blieb ruhig und kalt, die ſeine war lebhaft und leidenſchaftlich. Sie gingen auf und ab auf dem Vorplatz vor dem Hauſe. Julian verließ die Geſellſchaft. Die hohe Geſtalt Sara's folgte ihm in ſeine Einſamkeit und beſchäftigte ſeine Gedanken, bevor er ſich einem unruhigen und oft geſtörten Schlaf hingab.

Drittes Kapitel.

„Bei Gott, ich ſagt' von ihm
nichts Böſes ohne Grund.“
Ballade vom armen Aennchen.

Gleich nach der Entfernung Julians fand in dem Gartenhauſe folgendes Geſpräch ſtatt. Der Banquier ſtellte ſich mit ſeiner Schweſter zwiſchen den Säulen des Eingangs und beide richteten ihre Blicke anfangs ſtillſchweigend auf das herumwandelnde Paar vor ihnen, das aus einer Jasminhecke hervortrat, um gleich darauf hinter einer Roſenhecke wieder zu verſchwinden. „Ein artiger junger Mann der Graf Kallenfels!“ hub die Gräfin an. „Er hat etwas durchaus Vornehmes in ſeinem Betragen.“ Der Banquier ſchwieg und ſtarrte, die Hände auf dem Rücken,

in die Nacht hinaus. „Der wäre eine Parthie für Sara,“ ſetzte Madame Solinges hinzu.

„Er geht nach Wien.“

„Hm, es käme nur darauf an ihn hier zu feſſeln.“

„Du weißt, daß ich keinen Einfluß auf Sara habe,“ ſagte Herr Melas mit einem etwas verdrüßlichen Tone.

„Ich weiß, daß Du ſie in allen ihren Unarten beſtärkſt,“ entgegnete die Dame mit lebhaftem Vorwurf. „Ich weiß, daß, wenn es ſo fort geht, Du aus dem Mädchen eine unleidliche Perſon machen wirſt. Mich beſchuldige nicht; ich habe Dir das Beſte gerathen.“

„Und worin beſtand dieſer Rath? Ich habe in der That ihn wieder vergeſſen. Mein Kopf iſt ſo voll anderer Dinge.“

„O, ich ſagte Dir, daß Du vor allen Dingen jenes wahnſinnige alte Weib entfernen ſollteſt, mit der Deine Tochter in der vertrauteſten

Freundſchaft lebt, und durch die ſie ſich und Dich und uns alle zum Mährchen der Stadt macht.“

„Wer iſt dieſe Alte?“ fragte der Banquier zerſtreut.

„Eine Bettlerin, die zerlumpteſte und widerwärtigſte, die ich je geſehn,“ ſagte die Gräfin mit einem Schauder. „Mit dieſer ſchließt ſie ſich ein und dieſe ſonderbaren Konferenzen dauern oft eine ganze Stunde. Meine Kammerfrau ſagte mir geſtern, daß es Leute giebt, die ſchon das Gerücht herumtragen, die Alte ſei ein verkleideter Liebhaber.“

Der Banquier nahm ruhig eine Prieſe und lächelte.

„Ich würde Sara ſo bald als möglich verheirathen,“ fuhr die Dame fort; „damit ſie ihre Grillen nicht weiter treibe. Jetzt wäre es noch ein Leichtes eine gute Parthie für ſie zu finden, da Dein Unglück noch nicht in ſeinem ganzen Umfange bekannt geworden.“

„Schweig!“ rief der Banquier lebhaft. „Was

weißt Du von meinem Unglück? Ich bitte Dich, mache mir mein Haus und mein Leben nicht zur Laſt.“ Er wandte ſich ab und erblickte einen Comtoir-Diener hinter ſich ſtehen, in deſſen Antlitz ſich Schrecken und Verlegenheit malten. „Was giebt's, Guſtav?“ fragte ihn der Herr mit der ruhigſten Stimme.

„Ach gnädigſter Herr; Ihr Kaſſirer iſt eben zurück, und liegt krank in ſeinem Zimmer. Er läßt Sie inſtändigſt bitten auf ein paar Augenblicke zu ihm herabzukommen.“

Herr von Melas entfernte ſich und Madame Solinges eilte dem Diener nach und fragte eilig nach der Urſache dieſes Vorfalls. „Der arme Herr Bernhard,“ wehklagte Guſtav leiſe, „in ſeiner Abweſenheit iſt ein Einbruch in die Kaſſe geſchehen, und eine große Summe iſt fort.“ „Das fehlte uns noch!“ rief die Gräfin, und ſank auf einem Seſſel nieder. Sara und Lazares traten herein; ſie waren in einem lebhaften Geſpräch begriffen, und die erſtere bemerkte ihre Tante

nicht, die in der Niſche des Eingangs hinter einem Epheugitter ſaß.

Herr Lazares war ein feiner kluger Franzoſe, dem ſeine Romantik und ſein ſchwarzer Bart ſehr gut kleideten. Vielfache Reiſen und Lebenserfahrungen hatten dem in ihm wohnenden Talent geſchmeidiger Bildung jene verführeriſche Glätte und zauberiſche Lebhaftigkeit gegeben, die gewinnt ohne zu blenden, und feſſelt ohne geprüft worden zu ſein. Seine Gedanken waren weder neu, noch probehaltig, aber ſie ſchimmerten. Es herrſchte in ſeinem Geſpräche jenes bunte Feuerwerk moderner Anklänge von Ideen, denen die Zeit ein großes Gewicht beilegt, und die in einem Salon nur dazu dienen, um die Intereſſen vor dem Einſchlafen zu hüten, und die alltäglichſten Motive mit einem modernen Firniß zu überziehen. Paul Lazares hatte ſich oft in Geſellſchaft von Porzellan-Vaſen, ſchnarchenden Möpſen und politiſirenden Damen befunden; er hatte ſich gewöhnt über die beſte Regierungsform zu ſprechen,

mit derſelben Leichtigkeit und Sicherheit, wie er eine Stunde früher mit ſeinem Schneider über den Schnitt eines neuen Jagdrocks debattirt hatte. Es kam ihm nur darauf an ſich in eine Mode zu fügen, und endlich konnte man ja zwei ſchö- nen Augen gegenüber eben ſo gut und lange über eine Parlamentsrede ſprechen, wie man funfzig Jahr zurück über die faden Poeſieen von Dorat plauderte. Der Zweck war die Hauptſache, das Mittel gleichgültig. Hier war der Zweck eine reiche Erbin zu gewinnen, und die Mittel waren nicht übel gewählt. Der letzte Theil des Geſprä- ches, der ſich bis in den Pavillon und bis zu dem Ohr der Madame Solinges erſtreckte, war eine Fortſetzung jenes endloſen Thema's, das zwi- ſchen Sara und Lazares immer abgehandelt wurde, wenn beide allein waren; nämlich die Vortheile und eingebildeten Vorzüge des Reichthums und des Adels. Frau von Solinges hörte mit Stau- nen ihre Nichte gegen alle die glänzenden Pär- rogative zu Felde ziehen, die in ihrer Meinung

einen ſo hohen Werth behaupteten und denen ſie während ihres Lebens ſo mannigfache, zum Theil ſehr ſchimpfliche Opfer gebracht. Sie hütete ſich wohl den Gang des Geſprächs zu ſtören, als es aber durch die Dazwiſchenkunft ihrer Tochter ohnedies unterbrochen wurde, trat ſie, nachdem Herr Lazares ſich entfernt, aus ihrer Verborgenheit hervor, und ſtellte ihre hochmüthige Nichte über die Grundſätze zur Rede, welche ſie eben aus ihrem Munde vernommen. Sara, die ihre Tante weder achtete noch liebte, war ſelten in der Stimmung ihr Rede zu ſtehen; Madame Solinges wußte dieſes, ſie nahm alſo kluger Weiſe einen Umweg um ihr Ziel deſto ſicherer zu erreichen, ſie fing an von den Vorzügen des Herrn von Lazares zu ſprechen, und ſtellte ſie in Vergleich mit denen des jungen Grafen, der ſich ihr heute vorgeſtellt. „Du ſcheinſt Dich, meine Theure,“ hub ſie mit einem ſchmeichelnden Tone an, „für den jungen Franzoſen zu intereſſiren? Er beſucht nun unſer Haus ſchon ſeit einem halben Jahre.“

„Er iſt ein Mann von Bildung,“ ſagte Sara kalt.

„Das iſt er, und noch dazu von guter Familie; aber ſeine Grundſätze, mein Kind, ſeine Grundſätze.“ — Die Dame nahm ihre Nichte bei der Hand, und beide ließen ſich, während die Glasthüren geſchloſſen wurden, auf dem Sopha nieder. „Meine liebe Tochter,“ hob die Gräfin wieder an, „Deine Anſichten ſtimmen nicht mit den meinigen, nicht mit denen Deines Vaters zuſammen; das thut nichts zur Sache, Du haſt Verſtand und wirſt Deinen eigenen Weg gehen. Aber bedenke, meine Liebe, was iſt eigentlich das Ziel, das Du verfolgeſt, und das Du unſern Augen verbirgſt? Unſer Haus beſitzt Reichthümer, Dein Vater wird von einem edlen Ehrgeiz gelenkt, er ſowohl, als ich, hätten es gern geſehen, wenn Du einen der vornehmen und glänzenden Anträge angenommen, die Dir in Wien geboten wurden. Du haſt ſie alle abgelehnt. Deinetwegen führt Dein Vater den Titel nicht, der ihm

zukommt, Deinetwegen leben wir hier ein zurück=gezogenes Leben in der Provinz. Ich ſage nicht, daß dieſe Opfer uns irgend ſchwer geworden ſind, wir haben ſie Dir gern gebracht; aber nun ſage uns auch, wohin Du uns führen willſt; was das Ziel und Ende aller dieſer Geſpräche, dieſer An=ſichten, dieſer ſeltſamen Meinungen ſein ſoll? Glaube mir, das wahre Glück läßt ſich um viel wohlfeileren Preis erkaufen; es liegt nahe. Liebſt Du Herrn Lazares, ſo nimm ſeinen Antrag an; er iſt nicht reich, aber wie geſagt, von guter Fa=milie, und wir ſähen endlich, daß Du über Dein, über unſer Geſchick entſchiedeſt. Die Zukunft würde uns nicht mehr in einem ſo düſtern Lichte erſcheinen.

Die alte Dame hatte ſich warm geredet; ſie war ſelbſt erſtaunt über die Beredſamkeit, die ihr zu Gebote ſtand, und ſchwieg nun triumphirend, um die Antwort ihrer Nichte zu erwarten. Sara ſah ſie mit jenem kalten und ſcharfen Blicke an, der nichts Gutes weiſſagte und ſagte dann: „Frau

Gräſin; wie komme ich dazu, aus Ihrem Munde dieſe Vorwürfe zu hören?"

„O nicht immer dieſen ſtolzen Ton!" ſagte die Dame achſelzuckend. „Bin ich nicht die Schweſter Deines Vaters?" —

„Das ſind Sie," rief Sara mit Lächeln.

„Nun iſt dieſer Vater nicht Dein, nicht unſer aller Wohlthäter? Hat ſein Vermögen nicht dazu gedient —"

„Ihnen einen Mann zu kaufen — ich weiß das, Madame." — Es entſtand eine Pauſe. Die Gräſin fächelte ſich Luft zu. Mit demſelben unerbittlichen, kalten und ſtrengen Ton fuhr die Tochter des Banquiers fort. — „Aber ich — ich trage kein Gelüſte nach einer Grafenkrone, ich bin noch durch keinen Griff in den Beutel dieſes Reichthums ihm zinsbar geworden. Ich bin frei, und will es bleiben. Wenn es Worte gäbe, um Ihrer Seele es fühlbar zu machen, in welcher Stärke der Haß in meinem Buſen lebt gegen dieſes entſetzliche Metall, das uns alle in

die Gemeinheit, in die grauſenvollſte Niedrigkeit herabgezogen, ich würde ſie gegen Sie ausſprechen; aber es fragt ſich dennoch, ob Sie mich verſtehen würden. Ich weiß es, daß in der fürchterlichen Welt, in der wir leben, alles käuflich iſt, von der Buſennadel an unſerm Halstuch bis zu dem Herzen, das darunter ſchlägt; es iſt eine große, unendlich ſchwere Sklavenkette, die uns an Entwürdigung und Schmach gefeſſelt hält, allein ich habe noch Hoffnung, mich zu befreien. Noch ſetzte ich nicht auf eine Karte in dieſem Spiele des ſchmutzigen Eigennutzes, noch berührte meine Lippe nicht den goldenen Granatapfel, von dem ein Kern mich ewig den Mächten der Finſterniß weihen muß.“

Die Gräfin war in nicht geringer Befangenheit, als ſie dieſe Worte hörte, deren Sinn ſie ſich nicht zu deuten wußte. Sie dachte einige Augenblicke nach, ob ſie nicht in irgend einem modernen Trauerſpiel etwas Aehnliches gehört habe; allein es wollte ihr nichts beifallen. Das Einzige,

was ſie zu verſtehen glaubte war, daß ihre hochmüthige Nichte das Geld verachtete, und dieſe Geſinnung erſchien ihr ſo thöricht und wahnſinnig, daß ſie in der That nicht wußte, was ſie hierauf zu erwiedern habe. Sie verlor gänzlich den Muth, dieſes Geſpräch fortzuſetzen und ſtammelte nur noch die Frage: „Aber, mein Kind, wenn Du das Geld nicht achteſt und auch nicht den Rang, wonach ſtrebſt Du denn eigentlich?“ —

Die Gräſin war ſo eingeſchüchtert, daß ihr dieſe Frage, gleich nachdem ſie ſie ausgeſprochen, ſchon zu vermeſſen vorkam, und ſie erzwang ein kleines höhniſches Lächeln, um dahinter ihre Unruhe zu verbergen. Zum Glück wurde ihr die gefürchtete Demüthigung erſpart, denn der Banquier trat in dieſem Moment herein, und die Gräfin beeilte ſich ihn zu fragen, wie es mit dem unglücklichen Vorfall beſchaffen geweſen.

„Die Summe, die da fehlt,“ antwortete der Commerzienrath, nachdem er ſich im Zimmer umgeſehen, und ſich mit ſeiner Schweſter und

Tochter allein erblickt hatte, „iſt allerdings nicht gering; und es bleibt unbegreiflich, wer ſie kann entwendet haben.“

„Iſt Dein ganzes Comtoir-Perſonal beiſammen?“ fragte die Gräfin.

„Es fehlt Niemand.“

„Und wem vertraute der Caſſirer die Schlüſſel, während ſeiner Abweſenheit?“

„Auf meinem Befehl, dem Bernhard.“

„Dann iſt's, als wenn Sie den heiligen Gabriel ſelbſt mit dem flammenden Schwerdte vor Ihre Kaſſe geſtellt hätten,“ rief Sara lebhaft. „Bernhard iſt brav und rechtſchaffen; ich ſtehe für ihn.“

„Und wo haſt Du dieſe Sicherheit, Sara?“ fragte der Banquier etwas betroffen.

„Es iſt etwas in dem Auge dieſes jungen Menſchen, das mir Bürge iſt, er werde Sie nicht beſtehlen.“

„Ach, ich ſah ſchon viele ſolche Augen,“ ſeufzte der Banquier unwillkürlich, „eben ſo jung, eben

ſo offen, eben ſo hellleuchtend, und doch waren ſie Leiter von Händen, die ſich mit fremden Gute zu ſchaffen machten.“ — Sara wandte ſich ab. Die Gräſin flüſterte ihrem Bruder zu. „Der junge Menſch war kühn genug, ſein Auge bis zu ihr zu erheben, das hat ſie nicht vergeſſen, und darum ſpricht ſie jetzt zu ſeinen Gunſten.“ —

Viertes Kapitel.

Giebt es Wunder, ſo ſind es die
in unſerer eigenen Bruſt. —
Rahel.

Ein paar Tage hierauf befand ſich Julian im Garten des Commerzienraths. Er erfuhr, daß dieſer auf einige Tage verreiſet, und die Gräfin mit Beſuchen in der Stadt beſchäftigt ſei. Er fragte nicht nach Sara, denn ein beſtimmtes Vorgefühl ſagte ihm, daß er ſie in einem der dunkeln Laubgänge treffen werde. Aber er durchwandelte ſie alle, ohne die ſchöne, jugendliche und zugleich würdevolle Geſtalt, die er ſuchte, auf ſich zukommen zu ſehen. Am Ende der Parkanlagen, dort wo ſie an einen öffentli=

chen Garten ſtießen, blieb er vor einem einſamen Häuschen ſtehen, das mit einer niedrigen Gallerie verſehen, und im Geſchmack der wohlhabenderen Schweizerhäuſer gebaut war. Er ſtieg die Stuſen zur Gallerie hinauf und ſetzte ſich hier im Schatten einer breitlaubigen Kaſtanie nieder. Es dauerte nicht lange, ſo ſah er aus einem Seitengange Sara hervorkommen, gefolgt von jener räthſelhaften Alten, der er vor kurzem auf der Treppe begegnet war. Sie ſchloß das Häuschen auf, und beide traten in das untere Zimmer, deſſen Fenſter offen ſtand und Julian Gelegenheit gab, Zeuge der Geſpräche dieſer Zuſammenkunft, die ſeine Neugierde rege machte, zu werden. Die Stimmen waren ſehr leicht zu unterſcheiden, die Sara's, obgleich auch hier kurz und kalt, war nicht frei von dem eigenthümlichen, ſtarken und vollen Ton des Wohllauts, der damals Julian im Geſange ſo erſchüttert hatte, die der Alten klang ſcharf und höhnend, und ſtimmte vollkommen zu den ſeltſamen Anſichten und Mit-

theilungen, die ſie ausſprach. Sie ſtattete anfangs einen kurzen Bericht ab von Summen, die ihr, wie es ſchien, zu wohlthätigen Zwecken anvertraut worden waren; dann jedoch ging ſie mit einem triumphirenden Ton ihres widerwärtigen Organs zu einer Schilderung eigenthümlicher Art über. Sie machte die Beſchreibung von einigen Unglücksfällen, die ſich in der Stadt ereignet, und die zufällig einige angeſehene und reiche Familien getroffen hatten. Es lag in dieſen Gemälden eine Wildheit, eine detaillirte Grauſamkeit im Auffaſſen, und eine empörende Wolluſt in Schilderung der Schmerzen und des Unheils, daß Julian anfangs zweifelte, ob er auch recht höre. Aber die Alte wurde, je mehr ſie ſprach, gleichſam von einer ſataniſchen Begeiſterung getrieben. Sie ſchloß mit den ruchloſen Worten: „Ich glaube an keinen Gott, ich ſage es Jedem, der es hören will — aber zuweilen iſt es mir doch, als lebte da oben etwas, das ſich mit uns beſchäftigt. Ja, ja zuweilen bin

ich Närrin genug, an eine Art Vergeltung zu glauben.“ Sie lachte und ſetzte dann mit einem heimlich vergnügt flüſternden Ton hinzu. „Sieh, ſchöne ſtolze Sara, wie ich heute in das Gemach eindrang, wo der prächtige reiche Mann ſtarb, wie ich im Vorſaal ſtand, allein, ich, eine Bettlerin, und wie Niemanden es einfiel, mich fortzujagen, und ich nun ungeſtört ſah, wie ſie alle lachend an mir vorbeirannten; die Diener, die er mit Gold belohnte, noch zuletzt den ſilbernen Löffel mitnahmen, mit dem der bittere Trank eines unkräftigen Medicaments noch über ſeine bleichen Lippen gegangen, wie der Notar mit dem Teſtament, auf dem eine erkaufte lügneriſche Feder der Armuth ihren kleinen Antheil weggeſtrichen und einem boshaften reichen Geizigen in den Schooß geworfen hatte, wie ich den Prediger hineingehen ſah, mit jenem gleichgültigen Geſicht, das eben ſo kalt war, wie der Himmel, den er verhieß, und an den er ſelbſt nicht glaubte, da war es mir, als müßte ich jauchzen vor Freude.

Ich hatte keinen andern Zorn, als nur den auf die Fliege, die neben mir ſummte, ſo laut, daß ich fürchtete, ich könnte einen jener leiſen und ſchauerlichen Seufzer überhören, die der Tod einer ſterbenden Menſchenbruſt zu entladen pflegt, und die mir ſo gräßlich tönen, wenn ſie ein Armer ausſtößt, und ſo ſüß, wenn ſie aus der Seele eines Reichen emporſteigen. Ja, ich hörte dieſe wimmernden, um Erbarmen und Linderung flehenden Töne, und mir ward frei um die Bruſt, ich ſah, hinzuſchleichend, jene Zuckungen, die da entſtehen, wenn das bleierne hohnlachende Geripp des Todes auf einem warmen Menſchenleib liegt, um ihn kalt zu machen. Aber das war es nicht allein, was mich entzückte und berauſchte, ich ſah, wie mitten in dieſen Kämpfen die Hand nach dem letzten Druck der Liebe ſuchte, und wie bezahlte Söldner ſie wegſtießen. Da war's, wo der morſche Leib zuſammenbrach, und im Nebenzimmer handelte man um die verſilberten Behänge des Sarges. Ich aber ſchlich hinaus und ſagte

mir, es giebt jetzt einen Reichen, einen Bevorzugten weniger auf der Erde.“

„Das iſt gräßlich!“ ſeufzte Sara.

„Gräßlich?“ wiederholte die Alte in ihrem wilden Ton. Kann es wohl Schmerzen, qualvoll und gräßlich genug geben, um durch ſie das ſchreiende Unrecht, reich geboren zu ſein, abzubüßen?

Und welchen Vorzug giebſt Du dieſem armſeligen Golde?

Armſelig? O es iſt der geoffenbarte Gott. Es hat nie einen andern gegeben. Nur uns Armen hat man aus den Lumpen von Lüge und Mitleiden einen andern Gott zuſammengeſetzt, aber dieſer Gott iſt ein ſpröder, er erquickt unſern armen Leib nicht, wenn wir ihn darum anflehen, er wendet ſich weg, wenn wir ausſätzig und händeringend ihm nachgehen. Er giebt uns keine Palläſte, wenn wir in die Wüſte geſtoßen werden. Er läßt die zarten Gliedmaßen unſerer Kinder unter den Maſchinen zerbrechen, die für

die üppigen Leiber ſeiner Lieblinge goldene Gewänder weben. Ich habe ihn geſucht in den Kirchen, wo er unter purpurnen Baldachinen und duftenden Räucherfäſſern wohnen ſoll, allein meine Lumpen waren ſeinem Auge kein angenehmes Schauſpiel, er verleugnete ſich vor mir, und nahm ein ſchamloſes Weib an, das er mit prächtigen Genüſſen und buhleriſchen Freuden ſegnete. Da dachte ich — ach, er wird wohl kommen, wenn dein letztes Stündchen ſchlägt — aber ich ſah Bettler ſterben, die eben ſo verlaſſen, eben ſo zerlumpt waren, wie ich, und der Tod ſchüttelte ihr armes Gebein, ſie ſtarben unter grauſamen Schmerzen, und — jener Vergelter erſchien nicht.

So wird er doch einſt erſcheinen, Martha! Haſt du denn nie die troſtreichen Verheißungen des heiligen Buches geleſen?

O ja, es ſteht dort die Geſchichte eines Königs, der alles für nichtig erklärte, nachdem er die Schätze und Genüſſe der Erde durchgekoſtet hatte; es wird von einem andern Könige erzählt,

den Gott liebte, und der dem Armen noch das letzte Schäflein hinterliſtig ſtahl. Ich kenne dieſe alten Geſchichten, ſie wiederholen ſich täglich neu. Ich ſah ſie zu hundert Tauſenden, dieſe Lieblinge Gottes; unter den hellen Spiegelfenſtern ihrer Häuſer habe ich verſchmachtend gelegen, ihre Kronen ſah ich ſchimmern und vor meinen Augen wurde jener ekelhafte Diebeshandel um das Schäflein des Armen abgeſchloſſen. O grauſam, grauſam! Warum bleibt uns nur das ohnmächtige Winſeln übrig.

Und was willſt Du denn, Alte? Du biſt fürchterlich in Deiner Gier.

Was ich will? tönte die Antwort in einem halb heulenden, halb kreiſchenden Tone. Herabreißen will ich ſie von ihren Thronen, in den Staub treten dieſes fette, lächelnde Geſchlecht. Ihr Herz will ich aus dem Buſen reißen, und dahinein all das Gift tröpfeln, das das tauſendjährige, ſchreiende Unrecht im Buſen des Armen angehäuft hat. O, laßt doch ſehen, ſind ihre

Leiber aus dauerhafteren Stoffen gewebt? ſind ihre Augen empfänglicher um Licht, Schönheit und Genuß einzuſaugen? iſt ihr Gaumen mehr geeignet den Wohlgeſchmack guter Speiſen zu empfinden, und gräbt ſich auf ihre Haut minder ſcharf der eckige Kieſel, der glühende Strahl der Sonne ein? — O warum denn uns nur die Schmerzen und nicht die Genüſſe? Warum kommt die Hälfte der Menſchen ſchon im Sklavengewande auf die Welt, um mit ihrem Blut und ihren Thränen die andere Hälfte zu füttern? Welches Verbrechen begingen wir, daß wir, unſchuldig geboren, gleich in eine Hölle geſtoßen werden, während ein langes laſterhaftes, üppiges Leben noch mit einem ruhigen Tod und Verſprechungen ewiger Seeligkeit endet? O Wahnſinn iſt es an eine Gerechtigkeit zu glauben, die gleich ſchon mit Ungerechtigkeit anfängt.

Still, Martha, Deine vermeſſenen Worte machen mich ſchaudern. Du biſt unverbeſſerlich in Deinem Haß.

Vergebt, ich weiß mein Geſchwätz nicht kunſtgerecht einzukleiden. Ich weiß von den fremden gelehrten Wörtern nichts, mit denen ſie in Büchern den Zuſtand der Welt, wie ſie jetzt iſt, zuſammenfaſſen. Ich rede nur einfach von dem wilden Schmerz, der am Herzen des Armen nagt, und der da wie ein unerſättlicher Hunger wüthen wird, bis ihr ihm den Kopf des Reichen hinwirft. Ihr wundert Euch über meine Worte, Ihr könnt ſie, ſchönes Fräulein, noch weit ausdrucksvoller leſen auf den Geſichtern der Menge, wenn ſie die Flammen umſtehn, die das Haus eines Reichen verzehren. Seht da den Hohn, die ſchlecht verſteckte Freude — ſeht den helfenden Eimer unter allerlei Vorwand zurückgehalten — warum das alles? Es iſt ein Gerichtstag — ein ſtiller, heiliger Augenblick, wo ein unbedeutendes, kleines Sümmchen von der großen Schuld abbezahlt wird. — Die armen Thoren — im nächſten Augenblick brennen eben ſo hell ihre eigenen Hütten, und keine Hand findet ſich, die ſie wieder

aufbaut, während der Pallaſt herrlicher wieder aus ſeiner Aſche ſteigt.

Ein leiſes Pochen an der äußern Thür unterbrach hier die Rede der Alten. Es entſtand eine Pauſe und Julian hörte die Stimme Sara's flüſtern: Sollte er es ſein? Ach ich bin nicht in der Stimmung ihn zu empfangen. Deine wilden Reden haben mein Blut in Aufruhr gejagt.

Ich will zahm ſein, friedlich wie ein Lamm, erwiederte die Alte mit veränderter Stimme. Euch will ich niemals kränken und beleidigen, obgleich Ihr reich ſeid; zu Euer Ohr komme keines jener bittern Worte, die ich, wie die Stachel des getretenen Wurmes, gegen unſere Peiniger kehre. Ihr habt mich vom Selbſtmord gerettet, als ich müde des Kampfes mit meinem böſen Geiſt, auf einem Haufen dürrer Blätter lag, und das Meſſer an meine Kehle ſetzte. Ich ſah in Euch anfangs auch nur eine jener armſeligen Mitleidigen, die ich noch heftiger haßte wie die ganz Verhärteten und Verſtockten, weil ich jenen noch

Dank heucheln mußte für eine Gabe, die ſie hochmüthig darreichten, und die in einem ſo ſchreienden Mißverhältniß ſtand zu meinem Elend und ihrem Glücke, daß ich ſie für eine Beleidigung mehr anſah. Auch von Euch empfing ich wenig, aber in Eurer Seele entdeckte ich ein Verſtändniß für den Fluch meines Daſeins, das ich noch nie bei einem Reichen, ſelten ſogar bei einem Armen fand, und dieſes kettete mich auf ewig an Euch. —

Horch, es klopft ſchon wieder; rief Sara unruhig. Verlaſſe uns; ich ſehe, daß ich doch werde mit ihm ſprechen müſſen. Eine ſchwere Pflicht.

Macht's gelind mit ihm. Er iſt jung. Ihn lockte die Metze der Welt mit den geſchminkten Wangen, die er für das natürliche Roth der Geſundheit und Liebe nahm.

Die Alte entfernte ſich durch den Garten, und es entſtand eine minutenlange Stille im untern Gemach, während Julian nichts vernehmen konnte, als nur das Oeffnen einer Thür und die

Tritte eines Mannes, der ſich dem Fenſter, an dem Sara Platz genommen, zu nähern ſchien. „Sie haben mich hierher beſchieden," tönte endlich eine wohlklingende, männliche Stimme. „Darf ich fragen, was Sie zu befehlen haben, mein Fräulein?" —

Eine abermalige, noch längere Pauſe entſtand, endlich ſprach die Tochter des Banquiers mit einer leiſen und bewegten Stimme. „Bernhard, Sie ſind meinem Vater in dieſen Tagen eine Summe ſchuldig geworden; er könnte ſie vielleicht eben brauchen; hier nehmen Sie das Geld, erſtatten Sie es ihm, und erlauben Sie, daß ich mich als Ihre Schuldnerin anſehe."

„Fräulein — Sie — wie ſoll ich das verſtehen?" ſtammelte der junge Mann beſtürzt und mit Empfindlichkeit.

„Bernhard" — ſagte Sara mit einer ſanften Stimme.

„Ich bin Ihrem Herrn Vater — mein Fräulein — nichts ſchuldig." Beide ſchwiegen wieder

eine Weile. — „Sie peinigen mich!“ rief ſie. „Wir ſind allein. Halten Sie mich je für fähig Sie zu verrathen?“

„Gewiß, niemals!“

„Ich weiß, daß Sie eine Mutter haben, die Sie unterſtützen; ich weiß, daß die alte Frau von Gläubigern bedroht wird, Sie ſind ihre einzige Stütze. Das ſind Gründe, die einen Sohn bewegen können —

„Sprechen Sie alles aus“ — rief Bernhard heftig — „Sie haben auf mich einen ſchändlichen Verdacht geworfen, und ich — muß es dulden.“

„Das müſſen Sie nicht. Sie ſind ein Mann. Muß Ihnen ein Weib ſagen, daß der gerechte Stolz keine Kränkung erduldet, ſie mag kommen, von wem ſie will? Strafen Sie mich Lügen, wenn Sie es vermögen, und ich will Ihnen öffentliche Abbitte thun.“

„Ich werde auf ſtrenge Unterſuchung dringen.“

„Die wird Ihnen werden! — Bernhard, Sie kennen den Herrn von Melas nicht, Sie kennen

die Leute nicht, mit denen Sie es zu thun haben werden — ach Sie kennen die furchtbare Gewalt des Metalles nicht, das Sie zum erſten Male gegen Sich herausgefordert haben. Beſſere, als Sie, ſind ſeiner Macht unterlegen; ich habe die Reinſten, die Edelſten von ihrer Höhe herabgeſtürzt geſehen durch einen Wink dieſes fürchterlichen Götzen. — Sie erheben Ihr Auge, blicken Sie mich an — Sie ſehen die heiligſte Theilnahme in dem meinigen leuchten. Ich bin nicht zu täuſchen, Bernhard, meine Nachrichten ſind zuverläſſig. Nehmen Sie um Gotteswillen meinen Vorſchlag an, es iſt Zeit — ſchrecklich wäre es, wenn Sie mir um wenige Tage gegenüberſtänden, belaſtet mit dem Fluche jener Elenden, die fortan ein Recht ſich anmaßen werden, Sie durch Ihr ganzes Leben zu verfolgen, jede Ihrer Handlungen anzutaſten, Ihnen auf ewig den Stolz und die Kraft des Mannes zu rauben.“

„Welch eine peinliche Stunde.“

„Wir wollen ſie abkürzen. Hier iſt, was Sie

Ihre Freundin bittet anzunehmen. Es wird uns gelingen, ohne das mindeſte Aufſehen alles in's Gleiche zu bringen. Verlaſſen Sie mich jetzt; ich erwarte alle Augenblicke meine Tante nach Hauſe.“

Julian vernahm nach dieſen Worten nur eine kurze, von der heftigſten Bewegung oft unterbrochene Rede. Sie enthielt ein halbes Geſtändniß und einen Dank, den Thränen unterbrachen. Sara's Stimme ward nicht mehr gehört. Nicht lange darauf wurde die Thüre nach dem öffentlichen Garten zu geöffnet und wieder geſchloſſen. Eine tiefe Stille trat ein. Nach einer Weile tönte Jenny's heiterer Ruf durch den Garten, Sara verließ das Gartenhaus, und beide Mädchen gingen Arm in Arm den Baumgang hinauf.

Julian kam nach Hauſe, erfüllt von den Eindrücken dieſes ſeltſamen Auftritts. Von der vermißten Summe hatte er reden gehört und erklärte ſich daher leicht Sara's edelmüthiges Beſtreben den unglücklichen Jüngling zu retten, aber

räthſelhafter erſchien ihm das Geſpräch mit der unheimlichen Alten. Es ſtimmte ſeltſam zuſammen mit jener kurzen und höhnenden Antwort, die ſie ihm an jenem Abend gleich nach dem Geſange gegeben. Er wußte ſich mit ſo viel Sanftmuth ſo düſtre Härte nicht zu reimen, und das Reſultat ſeiner ſchwankenden Betrachtungen und Schlüſſe war, daß er ſchon am nächſten Morgen wieder vor der Hausthüre des Commerzienraths ſtand.

Fünftes Kapitel.

Wo für Metall feil Glauben und Tugend iſt,
Gilt als Verdienſt wegſtoßende Sprödigkeit.
Platen.

Der Empfang, der ihm im Hauſe des Banquier's wurde, war ein ausgezeichnet gütiger. In Folge ihrer letzten Unterredung miteinander glaubte die Gräſin und ihr Bruder ihre Aufmerkſamkeiten für ihren Gaſt verdoppeln zu müſſen, um ihn zum längern Dableiben in einem „elenden Städtchen voll Krämer,“ wie die Gräſin ſich ausdrückte, zu bewegen.

Sara's Pferd ſtand geſattelt und ſie forderte ihn auf, ſie zu begleiten; Paul Lazares tummelte bereits einen prächtigen Braunen, ächt engliſcher Zucht, im Hofe. Es war ein herrlicher Morgen,

die Luft vollkommen rein, der Himmel von einer kryſtallhellen Friſche und Durchſichtigkeit. Die Mauern der Stadt waren bald hinter den drei rüſtigen, jugendlichen Reitern, und vor ihnen breitete ſich eine weite von Baumgruppen und einzeln verſtreuten Dörfern belebte Ebene aus. Es war eine jener üppigen Wieſengründe, voll beſcheidener, aber eigenthümlich maleriſcher Reize, wie man ſie in Mittel-Deutſchland, mehr gegen den Süden zu, öfters antrifft. Es ſchmeichelte dem Auge keine großartige Abwechſelung von Fels und Thalparthieen, die Unebenheiten des Bodens waren nur mäßige Hügel, aber dieſe ſtanden in einem ſo geeigneten Verhältniß zu der Landſchaft, daß ſie den Eindruck von Bergen hervorbrachten. Man vergaß, indem das Auge auf ihren Spitzen mit Vergnügen weilte, daß alle dieſe Schönheiten nur in einem kleinen Maaßſtabe vorhanden waren, und daß ſie nothwendig verſchwinden müßten, wenn man ſie mit den Formen und Schönheiten der Gegenden zuſammenſtellte, die nur eine

oder zwei Tagereiſen ſüdlicher ſich dem erſtaunten Blicke des Reiſenden öffnen.

Man will beobachtet haben, daß unter einem Engländer, Deutſchen und Franzoſen, der letztere am wenigſten Auge für die Gegend hat, durch die ſie ihre gemeinſchaftliche Reiſe führt. Es wird ihm, wenn man ihn auffordert, nie an enthuſiaſtiſchen Worten fehlen, Schönheiten zu beſchreiben, die er ſieht und nicht ſieht, allein den wahren Bewunderer der Natur läßt dieſer plötzliche und mit eitlem Gepränge gezollte Beifall kalt; er wird ſich lieber zu dem ewig ſtummen aber keineswegs ſtumpfen Inſulaner wenden, deſſen kurze untergelegten Textworte die melodieenreiche Compoſition der Gegend nie verderben, wenn ſie ihr auch keine erhöhte Deutung beizulegen verſtehen. Der Deutſche iſt gewiß eben ſo warm ergriffen, als der Britte, allein es fehlt ihm dabei auch nicht das Wort, wenn es ſein muß, beredt und energiſch ſeine Empfindungen auszudrücken. Wir ſetzen mit Abſicht: wenn es ſein muß, denn ohne

einen geringen Zwang von außen, verſinkt auch er gern in jene poetiſche Träumerei, die in einem anmuthigen Spiel mit Bildern beſteht, zu denen die Außenwelt die Farben, und die Seele alte Erinnerungen und junge Hoffnungen leiht. Die Natur kann nur zu einem reichen Innern ſprechen, eine leere und leidenſchaftloſe Seele ſieht in ihr nur das Bild ihrer eignen Planloſigkeit und Langeweile.

Dieſe Betrachtungen ſollen nur einleiten, wie Paul Lazares es möglich machte von der Politik zu ſprechen, an dem heiterſten Morgen und beim Anblick der lieblichſten Landſchaft umher. Die unruhige und ſchwärmeriſche Seele Sara's ließ ſich nur zu leicht verleiten, ihre Aufmerkſamkeit der ewig ruhigen Natur zu entziehen, und ſie den unermüdlich bewegten Intereſſen der menſchlichen Geſellſchaft zu ſchenken. Nur Julian fühlte ein lebhaftes Mißbehagen, als er die alte Lärmtrommel der Salon's in der heiligen Sabbathſtille der Landſchaft rühren hörte. Aber er konnte

nicht umhin, ſein Urtheil mit beizuſteuern; obgleich er es tauſendmal lieber geſehen hätte, mit Sara ſich allein zu befinden, um ſie über die räthſelhaften Auftritte des geſtrigen Tages zu befragen.

„Ueber dieſe Gegenden,“ ſagte Sara, als ſie durch ein beſonders reiches und wohlausſehendes Dorf ritten, „hat früher der Krummſtab eines Prieſters geherrſcht, und man verſichert mich, daß ihr Wohlſtand noch von jenen Zeiten herrühre.“

„Ach,“ rief Paul, „ich habe die Ehre gehabt, einige dieſer reſpektabeln Herren in der Kathedrale ausgemeißelt zu ſehen. Sie mögen ſtattliche Perſonnagen geweſen ſein, und ich beneide ſie um ihre langen Handſchuhe, ihre Schuhe mit Schnabelſpitzen und ihre gebauſchten Hemdkrauſen. O, was muß Deutſchland damals für ein glückliches Land geweſen ſein!“

„Grade ſo glücklich, als Frankreich unter der Regierung des Kardinals Mazarin,“ ſagte Sara.

„Der Kardinal,“ entgegnete Paul ernſthaft,

„hatte ſeine Tugenden. Er erhob den Adel, und leitete die Glanzperiode Frankreichs unter unſerm vierzehnten Ludwig ein. Ehrgeizige Prieſter ſind immer die Verbündeten der Ariſtokratie geweſen, denn natürlich, ihre Vortheile gehen Hand in Hand. Ich glaube, daß um den Adel in Frankreich ganz zu ſtürzen, man nichts weiter nöthig hat, als die katholiſche Religion abzuſchaffen — aber ich will dieſes außerordentliche revolutionäre Geheimniß nur unter uns ausgeſprochen haben.“

„Ich will Sie nicht verrathen,“ rief Sara lachend, „man könnte ſonſt gleich mit Ihnen den Anfang machen.“

„O ich gebe auf meinen Adel nichts — ich halte ihn für einen alten Aberglauben, und ich will kein Geſpenſterſeher ſein.“

Auf der Lippe Julians ſchwebte ein ſtolzes und unwilliges Lächeln, das Sara'n nicht entging.

„Wir haben,“ fuhr Lazares fort, „in unſerm ſchönen Frankreich alle Syſteme durchgemacht. Wir haben einen uralten faſt chineſiſchen Adel ge-

habt, und wir haben ihn zu den zerbröckelten Thürmchen und Pagoden geworfen, zu denen er gehört. Ein tauſendjähriger Irrthum, ein faſt an Vergötterung grenzendes Vorurtheil hat uns, wie wir es opferten, keine Thräne gekoſtet, wir hatten darauf eine griechiſche Republik — ach, es war nicht unſere Schuld, daß kein Pericles dabei war, darauf eine kurze ſtürmiſche Partheienregierung und endlich einen glänzenden Kaiſerſtaat, mit ſiegreicher Soldateske und europäiſchem Ruhme. Eine kurze Pauſe trat ein; wir nahmen das Alte wieder auf, allein es genügte nicht, und jetzt ſteht eine conſtitutionelle Monarchie gegründet. Nimmt man nun an, daß wir dieſes viertel Dutzend Könige, ein Kaiſer und eine Maſſe Herrſcher unter allen Namen in einem halben Jahrhundert beſtanden haben, in einer Spanne Zeit, die in andern Staaten ein einziger König auf ſeinem Throne ruhig verſchlummert, ſo kann man uns nicht übel nehmen, daß wir von der Zeit Stoiker geworden ſind, und

den lieblichſten, einſchmeichelndſten Träumen den Rücken kehren.“

„Rechnen Sie den Adel auch unter dieſe Träume?“ fragte Julian.

„Gewiß, er iſt einer der verderblichſten, weil er bei allem Nachtheil der Täuſchungen noch dazu ein ridicule auf den armen Träumer wirft.“

„Und dennoch werden Sie zur Zeit der Reſtauration Ihr Beſitzthum mit vieler Freude wieder in Ihre Hände haben gelangen ſehen?“

„Ich will es nicht leugnen, ich — oder vielmehr mein älterer Bruder hatte die Thorheit, ein Schloß wieder in Beſitz zu nehmen, das ſchon in die Gewalt der Nation übergegangen war. Es klebte, wie man mir ſagte, über dem Thorweg dieſer morſchen Mauern ein altes Wappen, und Gabriel Lazares war nicht der Mann, eine ſolche läppiſche Hieroglyphe aus der Feudalzeit ohne eine gewiſſe weibiſche Rührung anzublicken. Was mich betrifft, ſo habe ich die „Halle meiner Ahnen“ ſeit meinem zwölften Jahre nicht

wiedergeſehen, und nur, wenn ich zufällig im Froiſſard blättere, fällt mir ein, daß ſich ein Marquis von Prailly, das iſt der Name unſers herrlichen Trümmerhaufens, in einem Treffen aus⸗zeichnete, das Karl der Einfältige lieferte, daß ein anderer Prailly die Ehre hatte, Ludwig dem Kinde zu dienen, und ein dritter mit Karl dem Kahlen ſeinen Untergang fand. Während ich dieſe glor⸗reichen Erinnerungen überdenke, habe ich dann gewöhnlich eine hinlängliche Doſis Ariſtokratie auf ein ganzes Jahr verſchluckt, um mit gutem Gewiſſen einer hübſchen Pachterstochter den Hof zu machen, oder der geiſtreichen Rede eines li⸗beralen Miniſters aus vollem Herzen Beifall zu klatſchen.“

„Sie weichen alſo mit guter Art von einem Poſten, den zu behaupten Sie entweder nicht die Luſt oder — den Muth haben?“ fragte Sara.

„Muth?“ wiederholte der Franzoſe in einem etwas hochmüthigen Tone; „unſere Nation ſteht nirgends im Verdacht der Feigheit. Aber wohl

unterſcheidet ſie ſich darin von ihren Nachbaren, daß ſie nicht mit abergläubiſchen Skrupel an alten Vorurtheilen hängt, daß ſie nicht verſucht den Schein noch zu retten, wenn die Sache ſelbſt ſchon längſt verloren iſt.“

„Iſt das ein Fehdehandſchuh für uns Deutſchen?“ fragte Julian lächelnd.

„Nehmen Sie ihn auf — nehmen Sie ihn auf!“ rief Sara raſch, indem ſie einen blitzenden Strahl ihrer dunkeln Augen auf ihren Nachbar zur Rechten warf. „Mich gelüſtet Ihre Anſicht zu hören.“

„Sie lautet ziemlich verſchieden von der des Herrn von Lazares,“ entgegnete Julian ruhig.

Lazares machte eine ehrfurchtsvolle und lächelnde Verbeugung.

„Sprechen Sie, Graf,“ rief Sara eifriger.

„Herr von Lazares,“ hub Julian an, „hat die Baſis, auf dem unſer Streit ruht, richtig angegeben. Es gehört Muth dazu in unſeren Tagen die Stellung zu behaupten, in die uns

eine adelige Geburt ſetzt; aber wenn wir zugeſtehn, daß der Preis überhaupt des Kampfes würdig iſt, ſo wäre es ehrlos gehandelt von dieſem Kampfe abzuſtehn, bevor wir alle Kräfte angewendet haben uns den Sieg zu ſichern. Wir fechten noch heute, wie die alten Ritter der Tafelrunde, um unſer gutes Recht, doch dieſes Recht beſteht nicht in alten Satzungen und Pergamenten, es beſteht in den heiligen Ueberlieferungen der Geſchichte. Kein Volk, keine Regierungsform, ſie mag heißen wie ſie wolle, kann die Denkmäler der Vergangenheit ſpurlos von der Erde vernichten. Ein Volk, das ſeine Traditionen nicht achtet, hat keine Garantie für ſeine neuen Inſtitutionen, denn das nächſte Geſchlecht wird ſie mit eben ſo wenig Pietät über den Haufen ſtoßen.“

„Ah Sie ſprechen zu Gunſten der Stabilität,“ rief der Franzoſe, „und beachten nicht die Forderungen der Zeit.“

„Die Zeit fordert nur eine veränderte, ver=

beſſerte Geſtalt, keine Verachtung. Die Inſtitutionen der Geſellſchaft, eben ſo wie die der Kirche erheiſchen von Zeit zu Zeit Reformen, allein dieſe Reformen müſſen wir uns nicht von unſern Feinden abtrotzen laſſen, ſondern es iſt an uns zuerſt und freiwillig jene Opfer zu bringen, die das Wohl des Ganzen von uns fordert. Sei es, daß der Adel in einigen Staaten mehr, in andern weniger darnieder liegt, ſo ſind doch immer nur ſeine äußern Formen angegriffen worden, ſein innerer Gehalt, der ſich als tüchtig bewährt hat, wird durch alle Stürme der Zeit ſiegreich hervorgehen."

„Was nennen Sie den innern Gehalt? den Reichthum, den Grundbeſitz? Es iſt wahr, in Oeſterreich, wo es Majorate giebt, behauptet die Ariſtokratie ihr Anſehen."

„Der Beſitz macht eine Stütze, aber nicht den Werth des Adels aus," entgegnete Julian. „Ich will nicht, daß der Edelmann zum Kaufmann werde, um mit den Induſtriellen in An-

häuſung von Schätzen zu wetteifern. Dieſes wäre der ſchlimmſte Abweg und hierbei grade verlöre ſich jenes hohe, poetiſche Bewußtſein, der Hauch der Weihe und, wenn ich ſo ſagen ſoll, von religiöſem Alterthumsgeiſt, der immer noch, trotz aller Angriffe, auf dieſem verfolgten und geſchmähten Stande haftet. Zudem ſchläfert der Reichthum die Kräfte ein, und läßt nur zu leicht einen Stolz entſtehn, der allein auf den Beſitz, als die einzig wahre Grundlage, fußt. Der Reichthum iſt ein treffliches Mittel die Thätigkeit durchgreifend und wirkſam zu machen, allein ein reicher und dabei müßiger Adel wird leicht dem Staat eben ſo läſtig und ſchädlich, als ein gänzlich verarmter. Es hat ſich ein dritter Stand gebildet; wir ſehen ihn ſchnell emporſteigen und ihn im Beſitz von Reichthum, Klugheit und regem Eifer; zugleich löſ't der Zeitgeiſt viele Inſtitute auf, die eigens zu unſerer Bequemlichkeit und zu unſerem Vortheil geſchaffen ſchienen, ſollen wir jetzt erſchreckt und zürnend zurücktreten, um auf

unſern alten Schlöſſern, unter dem Gerülle alter Erinnerungen in müßigem Groll auf einen Blitz des Himmels zu warten, der unſere Feinde niederſchlägt? Nein, rüſtig vorwärts! Mitten im Leben, in dem rauſchenden bunten Markt der Zeit iſt unſer Platz. Es gilt den Muth, die edle Beharrlichkeit, den uneigennützigen Eifer, die unerſchütterliche Treue, alle jene edlen Tugenden, die die Farben unſeres geiſtigen Wappenſchildes ſind, anzuwenden, um unſeren Platz zu erkämpfen. Dieſer Platz iſt aber nicht mehr auf der Tribüne eines Turnier's, unter dem Baldachin der Fürſten in einem müßigen und prahleriſchen Gepränge, nein, er iſt da, wo der wahre Edelmann ſich bewährt, im Kampfe gegen Willkür, gemeinen Uebermuth und freche Geſetzſtürmerei. Noch ſtrömt durch die Gauen unſeres herrlichen Deutſchlands derſelbe majeſtätiſche Rhein, der die Thaten unſerer glücklicheren Ahnen ſah, noch herrſcht die alte Treue und Redlichkeit und noch ſteht die geharniſchte Mauer deutſcher Rit-

ter, die die Unbill und den Verrath fern halten ſollen vom theuren Vaterland.“

Sara blickte auf, und ihr Auge traf auf Julian. Sie ſah ſeine Wangen von einem ſchönen Roth umgoſſen, ſein dunkles Auge barg die Flammen nicht, die ſeine erregte Seele und ſeine letzten Worte durchglühten, und ſein Blick, der dem Sara's begegnete, fand eine ſtumme, aber begeiſterte Antwort in dem ſtolzen Auge der Tochter des Banquiers.

„Wir ſind von unſerm Wege abgekommen,“ rief Paul Lazares. „Erlauben Sie, daß ich den Reitknecht hinſchicke, damit er ſich in jenem Dorfe erkundige.“ Er entfernte ſich um den weit zurück gebliebenen Bedienten aufzuſuchen. Sara und Julian ritten langſam weiter.

„Ach!“ rief Sara, „ich beklage heute zum erſten Mal, daß ich nicht zu dem Adel gehöre, der in Ihnen einen ſo feurigen Vertreter findet.“

Sie wandte ſich, während ſie dieſes ſagte, zu ihrem Begleiter um; ihr Pferd ſcheute und indem

ſie auf eine Antwort auf ihre Bemerkung war=
tete, gab ſie ſich keine Mühe die wilden Sätze
des unruhigen Thiers zu hemmen. Es bäumte
ſich immer gefährlicher und Julian eilte hinzu
um es am Zügel zu faſſen. Seine Hand be=
rührte dabei den Arm und die kleine, in einen
ſtrohfarbenen Handſchuh gehüllte Rechte Sara's.
Ein leichtes Erröthen glitt über ihre Wangen.
„Sie ſehen," rief ſie mit einem düſtern Lächeln,
„ich will zum Adel gehören, und verſtehe mich
doch ſo ſchlecht auf die adeligen Künſte." —
Nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Der iſt zu
beklagen, auf dem der Fluch des Geldes liegt.
Dieſes Metall begeiſtert nicht, es erwärmt nicht
das Herz und erkräftigt nicht den Geiſt. Es iſt
der Egoismus in ſeiner widerwärtigſten Geſtalt."

Sie ritten einige Zeit ſtillſchweigend neben
einander. „Wie glücklich müſſen ſie ſich hier
fühlen," hub Julian mit Wärme an. „Unab=
hängig, frei, geliebt und bewundert — die Kö=
nigin dieſes Thales!"

„Glauben Sie denn daß ein paar freie, in Putz und Leichtſinn verbrachte Stunden den Buſen einer Frau immerdar ausfüllen können?“

„Ihr Geſang neulich,“ ſagte Julian zögernd und erröthend, „läßt mich fürchten, daß Sie doch dabei nicht ganz glücklich ſind.“

Sara wandte ihr Haupt weg.

„Vergeben Sie; ich habe Ihren Unwillen durch eine unzarte Andeutung rege gemacht.“

Sara wandte ſich langſam um, und reichte ihm ihre Hand mit einem ſanften und, wie Julian zu bemerken glaubte, thränenfeuchten Blicke. Indem kam Paul Lazares angeſprengt. Man mußte durch's Dorf zurückreiten um die verfehlte Straße wieder zu gewinnen. Die Sonne brannte ſchon in ihrer Mittagshöhe, als die drei Reiter vor dem Hauſe des Banquiers anlangten. Julian beurlaubte ſich um den Tag einſam bei ſeinem Freunde zuzubringen.

Sechstes Kapitel.

„Sagt mir, welches ſind die
Kennzeichen der Liebe?“ —
Altes Schauſpiel.

Die Geſundheit Sir Charles war wiederum völlig hergeſtellt. Er nahm Theil an den Kovalkaden, die die kleine Geſellſchaft unternahm, um die umliegende Gegend kennen zu lernen, und beſonders ſchien es, als fände die muntere Jenny von Neuem Gefallen am Reiten, ſeitdem der ſchweigſame aber ſchöne Morton an ihrer Seite ritt. Die beiden Reiſenden ſchienen ihre Reiſe vergeſſen zu haben, und Herr von Melas und ſeine Schweſter fanden immer mehr, daß ihr Salon an Lebhaftigkeit und Glanz gewonnen habe, ſeitdem ein junger, deutſcher Graf und ein

ſchriftſtelleriſcher Gentleman die Zierden ihrer Abendvereinigungen ausmachten. Es war oft, als wenn die Muſik beſſer ſtimmte, als wenn die Blumenvaſen reichere Düfte verſtrömten, und die Anekdoten und Geſpräche um vieles kürzer und weit weniger langweilig erzählt wurden.

Eines Morgens wurde Julian mit einem Beſuch des Herrn Braun beehrt. Dieſer ſchlaue und beobachtende Herr hatte ſeit einer Woche ungefähr eine ganz beſondere Miene angenommen, wenn er Julian grüßte, oder Gelegenheit nahm, jene leichten und witzigen „Andeutungen" anzubringen, zu denen er, wie er glaubte, ein ganz eigenthümliches Talent vom Geſchick erhalten hatte. Er trat auch jetzt wieder leicht und ſcherzend ein, und indem er mit ſeinem Stöckchen ſpielte und es von Zeit zu Zeit mit einer äußerſt ſanften Berührung auf die feinen glänzenden Schuhe tupfte, ſagte er: „Ach mein theurer Herr Graf, welch ein Entzücken verſpüre ich, Sie noch in unſern Mauern weilen zu ſehen!

O Herr von Melas muß große, große Anziehungskräfte beſitzen.“

„Keine anderen, Herr Braun, als ſeine Gaſtfreundſchaft, die er mit ſo vieler Feinheit und mit großem Geſchmack ausübt.“

„Da haben wir es, die Gaſtfreundſchaft — voilà tout!“ ſagte der Kaufmann mit einem Lächeln, das er zu den gelungenſten „Andeutungen“ ſeines Lebens zählte. — „Aber,“ ſetzte er hinzu, „die Aktien des Herrn von Melas ſtehen auch nach den neueſten Nachrichten wieder über Erwarten gut. Man rechnet, daß Mademoiſelle eine Revenüe von baaren ſiebzigtauſend Gulden haben wird.“

„Behalten Sie ihre koſtbaren Geheimniſſe für's Erſte bei ſich, Herr Braun. Wenn ich Abſichten auf die Tochter des Herrn von Melas haben ſollte, ſo werde ich mich alsdann an Sie wenden.“

„Viel Ehre — voilà tout. — Ohne Zweifel wiſſen Sie, daß die Familie jetzt auf ihr Landgut geht? O ein ſüperbes Beſitzthum. Für die

Tafel alles im Ueberfluß — die ſchönſten Fiſche — Krebſe: jetzt iſt gerade die Saiſon für die Krebſe. Ja, es iſt herrlich, wenn man über die Börſen-Bilanzen ſo erhoben iſt, wie unſer Freund. Man ſieht alsdann dem Spiele mit der gehörigen Ruhe zu. — Ach, ſie zeichnen auch — ich erblicke hier mein Bild — wahrhaftig ſehr ähnlich — aber auch nicht geſchmeichelt — in der That — eine Karrikatur, voilà tout.

Julian blickte auf die Zeichnung, und erkannte eine Skizze Morton's, über die ſie beide öfters gelacht hatten. Sir Charles, nach ſeiner Liebhaberei für Zerrbilder, fand in der Geſtalt des ſehr ehrenwerthen Herrn Braun ein nicht zu verachtendes Wildpret für ſeinen Gaumen. Er hatte ihn mit flüchtigem Bleiſtifte treu wiedergegeben, und Julian befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, wie er das komiſche Talent ſeines Freundes in Konflikt mit dem Gegenſtand, den er ſich gewählt, genügend entſchuldigen und bemänteln ſolle. Aber die Eitelkeit des Herrn Braun half

ſelbſt ihn über jede Verlegenheit. „Erlauben Sie, daß ich dieſe geniale Zeichnung meiner Frau bringe,“ rief er, als Julian eben ſeine Entſchuldigungen vorbringen wollte, „ſie beſitzt noch kein Bild von mir, daß die ganze Figur darſtellt, und dieſes, wenn auch ein klein wenig exaggerirt, hat doch unverkennbare Aehnlichkeit.“

Er brachte die Karrikatur vorſichtig in ſein Taſchenbuch und empfahl ſich dann, indem er die Hoffnung ausſprach, mit Kallenfels auf dem Landhauſe ſeines Gönners wieder zuſammenzutreffen.

* * *

Herr Braun hatte nicht zu viel geſagt von dem Landhauſe des Banquiers; es war in der That eine Beſitzung, wie ſie ein Fürſt ſelbſt nicht verſchmähen würde. Ein im neueſten Geſchmack gebautes Schlößchen erhob ſeine zierlichen Linien auf der Höhe eines mit Gartenanlagen gezierten Hügels, von dem herab ein Park begann, der ſeine Wege und pittoresken Parthien bis nahe an's Gebiet eines ſehr beſuchten Mineralbrunnens

ausdehnte. Man konnte alſo in dieſem reizenden Sommeraufenthalt die Annehmlichkeiten der Stille und Einſamkeit mit den Genüſſen der Geſelligkeit verbinden, und Herr von Melas, ſo wie ſeine Schweſter benutzten dieſe paßliche Lage auf das Beſte. Die breiten Wege des Parks wurden ſelten leer von Equipagen, die aus dem Badeorte Gäſte brachten, oder von der Villa Neugierige zu den Merkwürdigkeiten und neuen Erſcheinungen des Bades brachten.

Das eigenthümliche aus Ruhe und genießender Thätigkeit zuſammengeſetzte Leben einer reichen Familie auf dem Lande begann ſich jetzt nach den Geſetzen zu formen, von denen man annimmt, daß ſie die tauglichſten ſind, um weder ſich ſelbſt, noch andern einen Zwang aufzulegen. Den Vormittag beſchäftigte ſich Jeder auf ſeine Weiſe in ſeinem Zimmer, vor der Mittagstafel fand ein kleiner Spaziergang ſtatt, am Abend gewöhnlich ein Spazierritt, und die erſten Stunden der warmen, ſchönen Sommernacht brannte die Lampe

des Salons und ſammelte um ſich einen Kreis, welcher „der Geſpräche Heiterkeit mit der Lyra Tönen miſchte.“ — Oft ſaß man auf der Terraſſe, und ſah den Mond ſich in dem Baſſin unten am Hügel ſpiegeln, oft unter der Gruppe von drei alten Lindenbäumen, die ihren Blüthenduft mit dem Aroma der Theeſchaalen miſchten.

An einem ſolchen Abende fanden ſich, was jetzt öſters geſchah, Sara und Julian allein am Tiſche. Der Banquier und ſeine Schweſter, ſo wie Jenny und Paul Lazares waren aus dem Badeorte noch nicht wieder zurück, Morton hingegen machte einen ſeiner langen träumeriſchen Spaziergänge, von denen er nur nach Mitternacht, oft auch erſt gegen Morgen wieder heimzukehren pflegte. Sara und Julian waren alſo allein. In dieſem Umſtande lag nichts Auffallendes. Sara's Weiſe mit ihren Hausgenoſſen und Angehörigen zu verfahren, war ſo ſelbſtſtändig, und zu Zeiten ſo gebietend, daß Keinem es einfiel, ihrem freien Handeln irgend ein Geſetz des

Herkömmlichen entgegen zu ſtellen. So wie ſie ſich zum Aerger der Gräſin Stunden lang mit einer alten Bettlerin einſchloß, und mit dieſer auf dem vertrauten Fuß einer erprobten edlen Freundſchaft lebte, ſo verlor ſie ſich, wenn es ihr gefiel, oft halbe Tage lang im benachbarten Forſte von Niemanden begleitet, als von einem Neufundländer Hunde von einer ungewöhnlichen Größe. Dieſer ernſthafte, nicht ſelten Schrecken einflößende Begleiter bewachte mit aufmerkſamem Auge die Schritte ſeiner jungen Gebieterin, und ſchon hatte man ihn gefunden, wie er Wache hielt, während ſeine Schutzbefohlene, von ihren Wanderungen ermüdet, auf einem einſamen Raſenplatz ſchlummerte. Die Tante hatte den Muth verloren, den ſtrengen und ſtolzen Sinn ihrer Nichte zu zügeln und Herr von Melas hielt ſich ſtets von ſeiner Tochter in einer Entfernung, die etwas von Kälte und ſehr viel von Scheu an ſich hatte. Er widerſprach ihr nie und war nie öffentlich dagegen, wenn ſie irgend einen Plan, der ihm

nicht gefiel, durchzuſetzen beabſichtigte; ſeine ganze Vertheidigung beſtand dann nur im Vorſchieben ſcheinbar zufälliger Hinderniſſe, die er immer für die nöthigſten Fälle bereit hatte, deren Wirkung jedoch auf keine Weiſe auf ſeine Rechnung fallen konnte. So beſtand eine der beſondern Einfälle Sara's darin, in dem Hauſe ihres Vaters durch- aus als eine Fremde leben zu wollen. Sie war weder durch die Bitten, noch ſelbſt durch die ſchüchternen Drohungen des Commerzienraths (es war das erſte und letzte Mal, das er ſich ſolche erlaubt hatte) zu bewegen geweſen von dem Reich- thum des Hauſes auch nur das mindeſte für ih- ren Antheil zu nehmen, und einige Jahre lebte ſie auch allerdings, mitten in der Fülle des Ue- berfluſſes, von einem ſehr mäßigen Capital, das ihr eine Freundin ihrer ſeligen Mutter hinter- laſſen hatte. Schwerlich gab es für den pracht- liebenden Sinn des Herrn von Melas eine em- pfindlichere Kränkung, als eine Tochter zu haben, die geiſtvoll, jung und von ausgezeichneter Schön-

heit war, und die dabei eine dürftige Stube ge-
gen den Hof im Pallaſt ihres Vaters bewohnte,
und ſich nie blicken ließ, wenn er ſeine pracht-
vollen Abende und glänzenden Diner's hatte.
Herr von Melas gerieth in Verzweiflung, ſeine
einzige Hoffnung beſtand noch in der Unkenntniß
ſeiner Tochter für Geldverhältniſſe; er hatte ihr
alsbald nachgerechnet, daß mit den Summen, die
ſie doch hier und da an Nothleidende vertheilte,
das kleine Kapital bald ſelbſt angegriffen werden
müſſe, und daß daher ſeine eigenſinnige Beſitze-
rin, trotz ihrer Sparſamkeit, doch endlich gezwun-
gen werden würde, andere Hülfsquellen aufzu-
ſuchen. Dieſer Zeitpunkt trat auch ein, und Herr
von Melas war liſtig genug ſein Opfer unvor-
bereitet mit dieſer troſtloſen Nachricht zu überra-
ſchen. Sein Stolz flüſterte ihm zu, daß ſie nun
nicht anders könne, als ſich ihm auf Gnade und
Ungnade ergeben, allein er hatte ſich getäuſcht.
Sara, anfangs etwas beſtürzt, brachte dann mit
vollkommner Ruhe eine Anwartſchaft auf eine

Stelle in einem Stifte hervor, und erklärte, daß ſie ſich dorthin begeben würde. Es erfolgte eine leidenſchaftliche Scene, die damit endete, daß der Commerzienrath auf immer aller Gewalt, allen Verſuchen einer direkten Einwirkung auf ſeine Tochter entſagte. Er nahm zur Liſt ſeine Zuflucht. Der Gedanke, daß die Welt erfahren ſolle, das Kind des reichen Banquiers ſei in eine milde Stiftung für unbemittelte Frauen aufgenommen worden, war für ihn empörend; er fingirte alſo eine neue Erbſchaft und fand Mittel ſie auf eine glaubwürdige Weiſe Sara'n zuzuſchieben. Der Fall ſelbſt war durchaus nicht unwahrſcheinlich. Dieſelbe alte Dame, deren ſpärliches Beſitzthum, zum Verdruß des Banquiers, die Thorheit ſeiner Tochter hatte groß ziehen helfen, hatte noch eine Summe, und zwar eine viel bedeutendere unter Bedingungen anderwärts vermacht, die von jener Seite aus ſchwer, ja wohl unmöglich zu erfüllen waren, wo dann die Gelder an Sara fielen. Dieſe zweite Erbſchaft, die

der Banquier aus ſeiner eigenen Taſche zahlte, bewirkte nun das Dableiben ſeiner Tochter, und dieſes Mal war Herr von Melas mit Abſicht ein ſehr ſchlechter Rechner, ſo daß das Kapital, ähnlich dem Oelkrüglein der Wittwe, nicht weniger wurde, wenn man auch noch ſo viel davon nahm. Trotz der Zufriedenheit, die er über das Gelingen dieſer Liſt empfand, gab es doch Augenblicke, in denen dem erfahrenen Kaufmann weit mehr bangte, wenn er ſich den Moment dachte, wo ſeine ſtolze Tochter hinter ſeinen Trug kommen könne, als wenn er den Fall eines ſeiner verbündeten Handlungshäuſer erfahren ſollte.

Aber wir kehren zu unſerem tête-a-tête zurück. Die oberflächliche und ſpottende Art, wie Sara früher über die ſie intereſſirenden Gegenſtände mit Paul Lazares geſprochen hatte, war jetzt einem Ernſte, einer Tiefe der Empfindung gewichen, die als eine Wirkung angeſehen werden mußte, die die edle und glühende Sprache Julians in dem Buſen eines empfindungsvollen

und ſeltſamen Weſens, wie Sara Melas war, nothwendig hervorbringen mußte. Ein tiefer Charakter berührt nichts ohne ihm eine gewiſſe Weihe, eine höhere Bedeutung zu geben. Das Leben der Staaten, die Criſis in unſern ſozialen Beſtrebungen, die Hoffnungen der Jugend und der Stolz des Mannes, die Erwartung der Zukunft, das waren die Geſpräche, die beide mit einander wechſelten, während der Mond ſeine volle Scheibe durch die bewegten Zweige der alten Linde ſchimmern ließ. Seltſam! vor funfzig Jahren hätten hier die bewegten Herzen von Sehnſucht und Zärtlichkeit geflüſtert, aber zwiſchen Julian und Sara war das Wort Liebe nicht erklungen, vielleicht war jedoch jener zauberiſche Einklang zwiſchen dem vollen männlichen und kräftigen Geiſte Julian's, und der von ihrer Bitterkeit zu ſanfteren Gefühlen ſich neigenden Seele Sara's ein eben ſo deutliches und vielleicht noch beredteres Geſtändniß der Liebe, als es die freimüthigen und deutlichen Worte zu geben vermochten.

Julian theilte ihr ſeine Hoffnungen, ſeine Entſchlüſſe mit. Dem ſtolzen und verſchloſſenen Jünglinge ward dieſes Geſtändniß leicht. Es lag im ruhigen, aber doch ſo tief bewegten Blicke Sara's etwas, das unabwendbar Vertrauen forderte, das den heiligſten und verſchloſſenſten Quell der Mittheilung öffnete. Sie verſtand ihn, er hatte den Buſen gefunden, dem er ſein innerſtes Empfinden und Denken mittheilen konnte. Aber nicht ſo Sara. Sie beharrte gegen ihren ſchönen Freund in einer oft befremdlichen Verſchloſſenheit. Nie ließ ſie ſich vom Strom der Phantaſie fortreißen, nie brachte ſie die bewegte Stunde zu einem Geſtändniß, nie wich ein düſterer Schleier von ihrer ſo herrlichen Stirne. Dieſe Gedanken machten oft den lebhafteſten Unmuth in Julian's Seele rege. Er ſah das ſchöne, blühende Mädchen vor ſich, Glück und Liebe treiben ihn an ſie mit den zärtlichſten Namen zu nennen, aber dann trat wieder plötzlich jenes Fremde, Geheimnißvolle vor ſeine Seele, und verſcheuchte die liebliche Er=

ſcheinung. Obgleich er oft vergeblich geforſcht hatte, konnte er doch der Verführung nicht widerſtehen immer einen neuen Verſuch zu machen, in das düſtere Heiligthum der Gedanken Sara's einzudringen. So faßte er auch jetzt ihre Hand und rief mit bewegterer Stimme, als das vorhergegangene Geſpräch es erforderlich gemacht.

„Sara, Sie thun nicht wohl daran ſich den Stachel des Schmerzes ſo wiederholt in die Seele zu bohren. Gleich jener ſtolzen Königin werfen Sie die koſtbare Perle in Ihren Becher, um die Schönheit und den Glanz der Welt mit kaltem Hohne zu vernichten. Was hat Ihnen dieſer Reichthum gethan, den Sie ſo ſchmähen, was dieſer ausgeſuchte und verführeriſche Glanz, deſſen höchſte Zierde Sie ſind? Sprechen Sie — auf die Gefahr hin Ihr Mißfallen, ja Ihren Zorn mir zuzuziehen, bitte ich Sie, beſchwöre ich Sie, geſtehen Sie mir; welch ein dunkler Schatten trübt dieſes ſchöne Leben? Sara, kann ſo viel Aufrichtigkeit von meiner Seite kein ſchwe-

ſterliches Gefühl der Theilnahme von der Ihrigen hervorrufen? Meine Pläne, meine Zukunft, alle Erwartungen meines jugendlichen Ehrgeizes liegen offen vor Ihnen, und Sie verſchließen mir grauſam ein Herz, das ich verehre, eine Seele, die ich anbete? Ach, Sara, wenn Sie wüßten, wie weh Sie mir thun durch dieſe ſtolze Abgeſchiedenheit, dieſe kalte und ſtrenge Selbſtgenügſamkeit."

Er hatte ihre Hand gefaßt, ſie ließ ſie in der ſeinigen, aber ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Schonen Sie meiner," rief ſie, „vielleicht ſchlägt einmal die Stunde, wo ich Ihnen Ihr edles Vertrauen vergelten kann."

„Nein, Sara, jetzt — jetzt."

„Unmöglich! — Sie werden mich nicht verſtehen — Sie werden Grille ſchelten, was als urſprüngliches heiligſtes Bewußtſein meiner Seele vor mir ſteht. Ach, laſſen wir dieſe Geſpräche; ſie paſſen ſchlecht für das Leben einer Frau. Unſer Ehrgeiz beſteht darin auf die beſte Weiſe

das Unvermeidliche und Unabänderliche zu tragen.“

Sie wandte ſich zum Tiſche, und ihre ſchöne Hand ſuchte in einem Korbe voll Früchte nach einem reifen Pfirſich, der ſich auf dem Boden verborgen hatte. In dem Augenblicke zeigte ſich im flackernden Lichte der Kerzen die unheimliche Geſtalt der Alten, die den Weg vorbei wankte, während ſie ihre blitzenden Augen auf die Gruppe richtete.

„Da erſcheint mein dienſtbarer Geiſt!“ rief Sara, und erhob ſich vom Stuhle, „ich muß ihm folgen wie Hamlet dem Schatten ſeines Vaters.“

Sie entfernte ſich und Julian blieb in finſterer Träumerei verſenkt zurück.

Siebentes Kapitel.

„Seht hier auf dies Gemälde —
Seht, welche Anmuth wohnt auf dieſen Brau'n!“
Hamlet.

„Sie beharren bei Ihrem Entſchluß nach Wien zu gehen,“ ſagte der Commerzienrath zu Julian, als beide auf einem Morgenſpaziergang zuſammentrafen. „Aber Sie werden ſich in Ihren Erwartungen täuſchen. Das iſt kein Ort für Sie. Jung, ehrgeizig und ſtrebend, wie ich Sie kenne, würden Sie keinen geſunden Athemzug in dieſer Atmoſphäre der Indolenz und der materiellſten Behaglichkeit thun.“ — Der Banquier fixirte ſeinen Begleiter einige Momente, ergriff dann ſeine Hand und ſetzte hinzu: „Mein junger Freund, ſo darf ich Sie nennen, denn

Sie ſind der Neffe meines geliebten Clemens — trauen Sie den Erfahrungen eines alten Mannes, nehmen Sie ein Beiſpiel an den bitteren Stunden, die mir ein langer, nur zu langer Aufenthalt in jener Stadt, in jener Monarchie bereitete. Ich gebe zu, daß Sie, nach Ihrer Stellung in der Geſellſchaft, von vielen jener empörenden Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen, die man mir zugefügt, nicht zu leiden haben werden, aber iſt denn das Hervorglänzen in den Salon's das Einzige, was einem jungen ehrgeizigen Mann wünſchenswerth erſcheint? Treten Sie ein Mal über jene Grenze hinaus, die durch die Genüſſe einer reichen und übermüthigen Ariſtokratie gebildet wird, und Sie finden ein armes unzufriedenes Volk, eine anmaßende Geiſtlichkeit und einen in Starrheit und Unthätigkeit gehaltenen Bürgerſtand. Ich habe früher auf meinen Handlungsreiſen Gelegenheit gehabt, die entfernten Provinzen dieſes mächtigen Staatskörpers kennen zu lernen, und kann mir darum wohl ein

urtheilendes Wort erlauben. Ich ſpreche nicht aus der Bitterkeit getäuſchter Hoffnungen, Sie ſehen, ich kann mit den Erfolgen meiner Thätigkeit zufrieden ſein; allein, glauben Sie mir, theurer Graf, wenn man mir heute die Verdoppelung meines Vermögens anböte unter der Bedingung, daß ich wieder in die alten Verhältniſſe zurückkehrte, ich thäte es nicht, ſo tief haben ſich gewiſſe gehäſſige Eindrücke meiner Seele eingeprägt."

„Ich habe ſchon öfters ähnliche Klagen gehört; doch mag hier viel von der Individualität des Klagenden abhängen," ſagte Julian.

„Gewiß, wie überall. Ich bemerkte Ihnen auch ſchon, daß man mit mir perſönlich übel geſpielt; doch habe ich von dem, was die größere Zahl tadelt, nichts zu leiden gehabt. Die Cenſur chikanirte mich nicht, weil ich weder Trauerſpiele mit verbotenen Tendenzen noch Broſchüren nach liberalen Syſtemen ſchrieb; ich ſuchte nicht nach einer ganz neuen und unerhörten Freiheit

und war zufrieden mit der, die man gerade für den Hausbedarf vorräthig hatte, ich habe nie die Politik als Sache des Charakters geliebt, ſie hat ſich nur in meine Handelsbücher, nie in meine Gedanken und Träume gemiſcht — mit einem Worte, ich war weder Dichter noch Philoſoph, mir hätte die Kaiſerſtadt gefallen müſſen, und ſie gefiel mir doch nicht.“

„Sie haben aber Dichter und Philoſophen bei ſich geſehen?“ ſagte Julian, der nicht recht wußte, was er auf dieſe Klagen erwiedern ſollte.

„Ach, aber ſie waren von ſehr unſchuldiger Sorte,“ erwiederte der Banquier. „Es waren Gutſchmecker, und die Liebhaber der Auſtern und Paſteten werden dem Staate nie gefährlich. Aber glauben Sie wohl, daß mir meine Gaſtfreundſchaft irgend Früchte getragen? Ich habe auf keinen Dank gehofft, allein auf Kränkungen war ich nicht vorbereitet. O der Geburtsadel, welch ein fürchterlicher Freibrief iſt er für alle mögliche Art Despotismus und Tyrannei!“ —

Dieſer Stoßſeufzer entglitt den Lippen des Herrn von Melas ſo unwillkürlich, daß er über ſeine eigenen Worte erſchrak, als ſie ihm hörbar wurden, und er fühlte, welch einen Verſtoß gegen die gute Lebensart er begangen. Mit einiger Eilfertigkeit wollte er ſich gegen ſeinen Gaſt wenden, um ſein Verſehen wieder gut zu machen, als er plötzlich hinter ſich laut ſeinen Namen nennen hörte. Er wandte ſich um, und wurde einen langen hagern Mann gewahr, der eben aus dem Gebüſche hervorgetreten war. „Was wünſchen Sie, mein Herr?“ fragte der Banquier erſtaunt über die ungenirte Anrede, aber doch in ſeiner gewohnten Artigkeit. Der Mann blieb ſtehen und blickte den Fragenden mit einem Ausdruck von kaltem Hohn und boshaftem Lächeln von Kopf bis zu den Füßen an, indem er ſagte: „Von Ihnen? nichts.“ — „Sie haben mich doch eben gerufen?“ — „Ich rief meinem Hunde,“ ſagte der Fremde und lachte unheimlich. — „Ihrem Hunde? — mein Herr, es war aber mein

Name.“ — „So, dann bitte ich um Entſchul-digung.“ Er machte eine leichte Verbeugung und wollte ſich entfernen, aber der Banquier, den, trotz ſeiner Anſtrengungen ſich ruhig zu verhalten, der Zorn übermannte, trat ihm in den Weg, und fragte mit zitternder Stimme: „Mein Herr, Sie entgehen mir nicht — wie wagen Sie es, Ihrem Hunde meinen Namen zu geben?“ — Der Fremde zog eine Miene, in der ſich auf eine wahrhaſt entſetzliche Weiſe Ingrimm und Hohn miſchten. Er ſah feſt mit ſeinem erloſchenen Blicke in die kleinen blitzenden Augen ſeines Feindes, und murmelte dabei etwas, was wie eine Verwünſchung klang; dann aber gewann das frühere ſpöttiſche Lächeln wieder die Oberhand und er ſagte: „Entſchuldigen Sie, mein verehrter Herr, Ihr Name iſt noch nicht ſo alt, daß jedes Kind hier im Dorfe ihn wiſſen ſollte; übrigens führt mein Hund doch nicht ganz dieſen koſtbaren Namen, denn Sie ſchreiben ſich, ſo viel mir bekannt,

Melas, und mein Hund ſchreibt ſich Melaß, mit zwei S. Ich bin Ihr gehorſamer Diener.“

Er entfernte ſich, und Julian hatte Mühe, über dieſes ganz ſeltſame Intermezzo ein Lächeln zu unterdrücken. Der Banquier hatte in der großen Welt gelebt, und wußte, wie er ſich in ſolchen Fällen zu benehmen habe; ſeine bleiche Farbe contraſtirte daher anfangs ſtark mit dem Lächeln, das er annahm, und ſeine Stimme war noch nicht frei von Bewegung, indem er zu Kallenfels ſagte: „Sie haben da einen unglücklichen, halb verrückten Mann kennen gelernt, der ſich hier in der Gegend aufhält, und mir ſchon manchen amüſanten Auftritt der Art bereitet hat. Ich kann wohl ſagen, daß er mir einigermaßen mein Beſitzthum verleidet, indem er noch nicht vollſtändig genug verrückt iſt, um auf eine Aufnahme im Irrenhauſe für ihn anzutragen, und doch hinlänglich, um ſeinen Nebenmenſchen läſtig und gefährlich zu ſein.“

„Und was iſt der Grund der Verfolgung, die er offenbar gegen Sie richtet?“ fragte Julian.

„Sie werden lachen, wenn ich es Ihnen ſage,“ entgegnete Melas, „kein anderer, als weil ich es gewagt habe, ich ein Bürgerlicher, jenes Landhaus zu kaufen und zu bewohnen, das früher ſeiner Familie, und zuletzt ihm gehört hat, das aber als über und über verſchuldet ihm abgenommen wurde. Es iſt wahr, er iſt von einer alten und achtbaren Familie, aber, du lieber Gott, was geht das mich an? Aber haben Sie wohl den Groll, die verbiſſene Wuth in ſeinem Auge geſehen? Vergeben Sie mir, das ich es Ihnen ſage, aber wir nennen ihn gewöhnlich nur das alte Feudal-Geſpenſt. Er hat es ganz beſonders auf mich und meine arme Schweſter abgeſehen. Ich habe Verſuche gemacht, ihn zu bewegen, eine Penſion von mir anzunehmen, ſich damit in eine Stadt, oder auch nur in ein entfernteres Dorf anzuſiedeln, aber es iſt mir übel bekommen;

ſeit jenem Vorſchlage iſt er grimmiger wie je, und verfolgt mich ordentlich ſyſtematiſch.“

„Wie heißt er?“

„Graf Ortenbach.“

Die beiden Spaziergänger waren jetzt an eine Stelle des Parks gelangt, wo Arbeiter beſchäftigt waren auf einem freien Platze Gerüſte aufzuführen, und kleine Boutiquen zuſammen zu zimmern.

„Wollen Sie hier Jahrmarkt halten?“ fragte Julian ſeinen Wirth.

„Nur Vorbereitungen zu einer kleinen Volksluſtbarkeit,“ antwortete der Banquier, völlig wieder in ſeine gewohnte Laune verſetzt. „Morgen iſt das Geburtsfeſt meiner Schweſter, und da iſt es, ſeit ich dieſes Beſitzthum habe, eingeführt, daß man hier kleine Geſchenke austheilt und freie Bewirthung giebt.“

Der Commerzienrath blieb bei den Arbeitern, und Julian entfernte ſich um Sara aufzuſuchen. Er hatte ihr ein Buch zu bringen, und als er

ſie nicht in dem Zimmer fand, wo ſie ſich gewöhnlich um dieſe Stunde aufzuhalten pflegte, öffnete er ein Gemach, wo er das Kammermädchen zu finden hoffte; auch dieſer Raum war leer, und dicht daranſtoßend winkte ihm ein auf das zierlichſte ausgeſtattetes Boudoir, das niedergelaſſene Vorhänge in ein ſanftes röthliches Licht hüllten. Schüchtern betrat er das Heiligthum, und glaubte auf jedem Schritte die ſchlanke und edle Geſtalt der Bewohnerin auf ſich zu treten zu ſehen, allein er blieb einſam. Ein kleines Sopha, an's Fenſter gerückt, vor demſelben ein Tiſch mit einer Zeichnung, Spiegel, Blumenvaſen, und Tiſche mit Büchern waren auf eine Weiſe zuſammengeſtellt, daß ein wohlthuendes Gefühl einer eleganten und weiblichen Häuslichkeit den Beſchauer dieſes in ſtillen Frieden ruhenden Gemaches erfüllten. Julian hatte Mühe ſich den kühnen und unruhigen Geiſt der Bewohnerin mit dieſer Anſpruchloſigkeit und Sanftheit der Umgebung zu einigen; allein Sara hatte,

trotz der Unbeugſamkeit und Sonderbarkeit ihres Charakters, doch ächt weibliche Grundzüge von Milde und Duldung. Wenn man ſie nur nicht in dem einen Punkte ihres Nachdenkens angriff, wo eine faſt kränkliche Reizbarkeit und jahrelanges Grübeln alle ihr zu Gebot ſtehenden Streitkräfte verſammelt hatten, fand man in ihr immerdar die heitre, unbefangene Jugend, die milde Schonung und Gemüthswärme, wie Alter und Geſchlecht ſie erforderten. Aber freilich es war ſchwer ſolche völlig unbefangene Augenblicke zu finden; beſonders in dieſer Umgebung und in dem Hauſe dieſes Vaters, wo jeder, oft ſehr geringfügige, Umſtand ſie immer wieder auf den Weg ihrer düſtern Betrachtungen zurücklenkte, wenn ſie auch glücklich auf kurze Zeit daraus entwichen war.

Julian, indem er ſich mit Entzücken in dieſen ihn ſo lebhaft anſprechenden Räumen umſah, erblickte an der gegenüberſtehenden Wand einen Bilderrahmen, der unter einem verhüllenden Flor

hervorſchimmerte. Seine Begierde zu erfahren, welcher Geſtalt dieſer koſtbare Platz im Heiligthum angewieſen ſei, wurde ſo heftig, daß er ſich nicht erwehren konnte hinzutreten, und den dunkeln Florvorhang zu lüften. Wie lebhaft war ſein Erſtaunen, als das wohlbekannte und verehrte Antlitz ſeines Onkels ihm entgegen lächelte. Es waren unverkennbar die edlen Züge von Clemens, jugendlicher als ſie Julian vorſchwebten, und auch zugleich mit einem feinern und geiſtigern Ausdruck, aber bei dem Allen zum Sprechen ähnlich. Der Präſident hatte von der Natur das gütige Vorrecht erhalten nicht ſo ſchwerfällig und deutlich zu altern, wie es wohl andern Erdenſöhnen begegnet. Seine kleine, lebendige Geſtalt, ſeine zarte Geſichtsfarbe und ſein noch ſo lebhaftes Feuer fangendes Auge machten, daß man ihm ein Drittel der Jahre erließ, die auf ihm laſteten, und ihm öfters jene aufrichtigen unwillkürlichen Schmeicheleien ſagte, die, weil ſie die Sprache der Wahrheit ſcheinen, immer, auch von dem Zartfühlend=

ſten, beifällig aufgenommen werden. Julian mußte daher glauben der Präſident habe ſich kürzlich für ſeinen Jugendfreund malen laſſen, nur begriff er nicht, wie dieſes Bild in Sara's Zimmer komme, und weshalb das gutmüthige ehrliche Antlitz unter einen Schleier ſich verſtecken müſſe.

Er war noch in dieſe Unterſuchungen vertieft, als er hinter ſich Schritte hörte. Schnell ließ er den Vorhang fallen, wandte ſich um und erblickte das Kammermädchen, das ihre Gebieterin ſuchte. Er entfernte ſich nicht ohne Erröthen auf ſeinen Schleichwegen ertappt worden zu ſein. Im Garten traf er auf Sara. Sie war heiterer als gewöhnlich; auf Julians Mittheilung ſeines Geſprächs mit dem Banquier ſagte ſie: „Trauen Sie hierin dem Urtheil meines Vaters nicht; aus ihm ſpricht der beleidigte Stolz. Er kann es nie vergeben, daß dieſer Fürſt und jener Graf, die bei ihm geſpeiſt haben, ihn nicht wieder zu ihrer Tafel zogen. Er vergißt immer, daß wir nur Gold haben.“

Achtes Kapitel.

Praecipitem rapit ambitio.

Juvenal.

Das Geburtsfeſt der Gräfin Solinges hatte das benachbarte Bad, was es an Adel und glänzender Geſellſchaft enthielt, geplündert, um den Saal im Landhauſe des Banquiers zu füllen. Kerzenhell, von Muſik und Geſpräch rauſchend, prangten die Gemächer, und ein lebhafter Tanz bewegte ſich in den ſchönen Räumen bis weit nach Mitternacht. Die Melodieen des Orcheſters warfen ihre frivolen, bacchantiſchen Hymnen in die dunkeln Gebüſche der Nacht, und ließen ſie auf den glatten ruhighellen See niederfließen, der den wolkenloſen Nachthimmel mit dem ſchon ſteigenden Lichte des neuen Morgens wiederſpiegelte.

Des Commerzienraths Eitelkeit war befriedigt; einige vornehme Engländer und Franzoſen, unter den letztern auch ein Fürſt, waren mit ihren Damen erſchienen, und ließen ſich das makelloſe Eis und die guten Weine des Banquiers wohl ſchmecken. Man ſprach von neuen Equipagen, und lobte den Wagen der Gräfin, den die beſte Fabrik Wien's geliefert hatte, man ſprach von Pferden, und ſiehe da, es fand ſich, daß der Duc — und der Lord — kein Thier von ſchönerer arabiſcher Zucht geſehen hatten, als das, worauf Julian geprangt hatte, und das noch dazu nur eins der geringeren war im reichlich verſehenen Marſtall des Banquiers. Eine ältliche Unverheirathete ſchnitt mit großer Geſchicklichkeit das Portrait des Wittwers aus, und eine andere erbat ſich von ihm einen Spruch oder eine Zeichnung für ihr Album. Die Gräfin machte mit einer bezaubernden Freundlichkeit die Wirthin. Sie kam dem anerkannten und unzweifelhaften Adel mit ſo heiterer und doch rückſichtsvoller Ar-

tigkeit entgegen, daß einige der Olympier geſtan=
den, die Gläſer der Ariſtokratie müßten ſehr ſcharf
geſchliffen ſein, um im Betragen dieſer Dame
etwas zu entdecken, das den wahren bon ton ver=
miſſen ließe. Die liebliche Jenny bezauberte durch
ihre Blumen, ihre Augen und ihre Jugend; al=
lein ſehr getheilt waren die Stimmen über den
Werth des Juwels dieſes Abends — der Erbin.
Die edle und ſtolze Geſtalt Sara's erſchien für
Viele in einer zu geſuchten Einfachheit der Klei=
dung. Das ſchwarze Haar war, wie immer,
ohne Diamanten, Blumen oder Perlen, der Stoff
des Kleides, ein weiter faltiger Mouſſelin, aus
dem der in der zarteſten Form modellirte Fuß,
die kleine ſo wunderſchöne Hand dem Kenner
als der willkommenſte Schmuck hervorſchimmer=
ten. Sie war nur auf kurze Zeit ſichtbar, und
da man ſie auch hier nur in Geſellſchaft Julians
ſah, erklärten ſich Viele ihre Zurückhaltung als
das ſtolze und kalte Benehmen einer Braut, die
da wohl wußte, welches werthvolle Geſchenk ſie

ihrem Erwählten machte, wenn ſie ihr Geſpräch und ihre Blicke, Schätze, nach deren Erlangung der ganze Saal lüſtern war, nur ihm zuwandte. Dieſe Betrachtung erfüllte die meiſten Frauen mit Bitterkeit und ſchärfte bei den Männern die Kritik, ſo daß die ſtolze Schönheit des Abends in der Bewunderung, die man ihr zollte, ziemlich allein ſtand und ihr Verſchwinden nicht ſehr auffallend bedauert wurde.

„Wie erſcheint Ihnen der Putz des Fräulein Melas?“ fragte eine ältliche Dame ihre Nachbarin in dem Augenblicke, als ſich Sara mit ihrem leichten ruhigen Schritte an ihnen vorbeibewegte.

„In der That ſehr auffallend. Ich finde es anmaßend, wenn alles Blumen trägt, keine tragen zu wollen.“

„Sehr wahr. Und ſie tanzt auch nicht. Eben wurde ſie von meinem Sohne aufgefordert, doch ſie ſagte ab; und ich glaube ohne Eitelkeit verſichern zu können, daß mein Sohn für den beſten Tänzer in — gilt.“

„Ganz ohne Zweifel; wäre ich noch in den Jahren, würde ich ſelbſt nach der Ehre ſtreben, von ihm aufgefordert zu werden. Himmel, welch ein junger wohlerzogener Mann! Aber es giebt Mädchen in der Welt, Frau Räthin, die lächerliche und hochgeſchraubte Forderungen machen.“

„Eine ſolche iſt ohnſtreitig die Melas. Aber ſie iſt ſchön.“

„Ja; aber laſſen Sie ſich ſagen, grade dieſe Art von Schönheit vergeht äußerſt ſchnell. Ich bin überzeugt, um ein Jahr wird ſie häßlich ſein.“

Eine kleine Weile nach dieſem Geſpräch gab man im Saal das Zeichen, daß draußen ein Feuerwerk beginnen werde. Auf der Terraſſe nach dem Park zu waren Bänke und Stühle geordnet, und die Damen ſuchten nach ihren Shawl's, um ſich von den Herren in den Garten führen zu laſſen. Man nahm Platz und ſaß in der warmen Sommernacht da, umſprüht von den farbigen Sonnen und einem Funkengeſtöber, das ein paar kunſtvoll geordnete Embleme, in der

Mitte des Platzes aufgeſtellt, noch mehr in Wir=
kung ſetzte. Die Gräfin richtete, geſchmeichelt
und befriedigt, ihr Glas eben nach einem Tem=
pel, aus deſſen Innern ihr Name und eine Krone
ſich entwickelten, als ſie plötzlich einen lauten
Schrei ausſtieß und in ihren Stuhl zurückſank.
Eine Girandola, die eben aufſtieg, ließ die Kö=
nigin des Feſtes dicht neben ſich ein verzerrtes,
unheilvolles Antlitz erblicken, das, wie aus dem
Schooß der Nacht geſtiegen, ihr mit den geſpen=
ſtiſchen, hohlen Augen zuzuwinken, und grell be=
leuchtet eine faſt rieſenhafte Höhe anzunehmen
ſchien. Gleich darauf war alles wieder in Nacht
verſenkt, und die Geſellſchaft bemühte ſich frucht=
los, den Gegenſtand des Schreckes zu finden, bis
eine neue Beleuchtung in einiger Entfernung hin=
ter dem Stuhl der Gräfin eine alte zerlumpte
Frau zeigte, die, wie es ſchien, zufällig und von
ihrer Neugierde getrieben, den herrſchaftlichen Sit=
zen zu nahe gekommen war. Der Banquier und
ſeine Schweſter hatten jedoch die ihnen ſo wider=

wärtige Martha erkannt. Während der Erſtere Befehl gab, die Alte zu entfernen, erholte ſich die Letztere nur langſam und flüſterte dem Zurückkehrenden in's Ohr: „Es iſt nur zu gewiß, daß das Geſpenſt mich hat erſchrecken wollen. Ich ſah es in ihren boshaften und ſchadenfrohen Zügen. Sie muß fort."

Der Banquier zuckte die Achſeln.

Als die Geſellſchaft wieder in den Saal eilte, ereignete ſich ein zweites Unglück. Jenny verfehlte im Herabſteigen eine der Stufen und fiel, wobei ſie mit der Stirn hart anſchlug und ſich verwundete. Die weiße Roſe in ihrem Haar, unſtreitig die ſchönſte, die je aus den Händen einer Pariſer Blumenkünſtlerin hervorging, färbte ſich purpurroth, denn ein böswilliger Diamant, ihr Nachbar, hatte in die Stirn geſchnitten, und das Blut hervorgerufen. Die Gräſin war nicht im Stande, dieſen zweiten Angriff auf ihre Standhaftigkeit mit Faſſung hinzunehmen, ſie verſchwand aus der Geſellſchaft, die ſich eben um die Sou=

per=Tiſche ſammelte, und indem ſie am Bette ihrer Tochter niederſank, überließ ſie ſich ganz dem Schmerz ihres leidenſchaftlichen Gemüths. Die Thür zu dem Gemach, das plötzlich aus einem Putzzimmer in eine Krankenſtube verwandelt worden, war durch das Ab= und Zugehen der Hülfe Bringenden und ſich Erkundigenden offen geblieben, die Gräfin, als ſie ſich zufällig umwandte, ſtieß von neuem den Schreckensſchrei aus, denn wiederum ſtand die entſetzliche Alte neben ihr. Unfähig einen Befehl auszuſprechen, winkte ſie ihr nur mit der Hand ſich ſchleunigſt zu entfernen, aber die Bettlerin verſtand dieſen Wink nicht; ſie näherte ſich vielmehr dem Bette und beugte ſich lächelnd über die Erkrankte, indem ſie dabei flüſterte: „Laß doch ſehen, wie das Blut eines ſo niedlichen in Seide und Spitzen eingehüllten Püppchens ausſieht? — Ach, es iſt nicht im mindeſten röther oder bläſſer als das, was in meinen Adern floß, als ich achtzehn Jahr zählte, und die Peitſche des Zuchthauswärters

es meinem Nacken entlockte, weil ich, vom Hunger geplagt, dem Bäcker eine Semmel geſtohlen hatte. Blut iſt Blut — ob es nun ein Diamant oder eine Peitſche entlockt. Tröſtet Euch, vornehme Frau, ſie wird nicht daran ſterben, aber eine hübſche, große Narbe über das weiße Stirnchen wird ſie behalten. O darauf freue ich mich."

„Fort, ekelhaftes Ungeheuer!" rief die Gräſin aufſpringend und nahe daran die Alte mit ihrem Fuß zu berühren.

„Stoßt nur zu," entgegnete jene mit Lachen. „Die Fußtritte der Reichen ſind immer aufrichtig gemeint; es iſt keine Falſchheit darin, wie in ihrem Lächeln und ihren Lobſprüchen!"

Sie entfernte ſich langſam, indem ſie noch immer von Zeit zu Zeit mit einem Ausdruck von Wohlgefallen ihre Blicke auf das kranke Mädchen richtete. Mit Ungeſtüm warf die Gräſin hinter ihr die Thüre in's Schloß, indem ſie zugleich an die Klingel zog und dem herbeieilenden Bedienten befahl den Ausgang nach dem Garten zu bewachen.

Neuntes Kapitel.

Polonius: Gnädiger Herr, ich habe euch Neuigkeiten zu melden.
Hamlet.

Schon befand ſich Julian einen Monat auf dem Landgute des Banquiers. Er hatte von Zeit zu Zeit Briefe von Clemens erhalten, und dieſer zeigte ſich ſehr befriedigt von dem längern Aufenthalte ſeines Schützlings in dem wirthlichen Hauſe ſeines frühern Jugendfreundes. Der Präſident war noch weiter gegangen, er ſpielte auf ein Verhältniß an zwiſchen Julian und Sara, und legte ſeine Freude über die glänzenden Ausſichten, die hierdurch für ſeinen geliebten Neffen begründet würden, an den Tag. Nebenbei meldete er ihm, daß ſein Vater jetzt feſten Fuß im

Miniſterio gefaßt habe, und in der entſchiedenen Gunſt des Königs ſtehe. Vom Pfarrer war keine Nachricht da; Julian konnte alſo glauben, daß es Leontinen wohl gehe. Mit dieſem Troſte beſchwichtigte er ſein Gewiſſen, das manches Mal ihm lebhafte Vorwürfe machte. Sara's Nähe, ihre, wie ein Zauber auf ſeine Seele wirkende Perſönlichkeit, der ſich immer mehr enthüllende Glanz und Stolz dieſer ſeltenen Natur machten ihn alle frühern Eindrücke ſeines Lebens vergeſſen, und jede andere Geſtalt erſchien neben ihr in erblaſſender Ferne. Er liebte Sara, aber er hatte ſich noch nicht dieſes Geſtändniß gethan, es erſchreckte ihn noch nicht der Gedanke ohne ſie leben zu müſſen, und doch war jede Empfindung, jede Regung ſeiner Seele an ihre Zuſtimmung geknüpft, doch fühlte er, wie mächtig in ſein Inneres der immer reine, milde und doch ſtolze Strahl dieſes ſchönen Auges leuchtete. Auch in Sara's Herzen hatten dieſe zwei Monate eine nicht zu verkennende Aenderung bewirkt; ſie hatte

ſehr vieles von jener Bitterkeit, jenem feindſeligen und faſt blinden Haß gegen ihre Umgebung abgelegt. Eben ſo wie die kalten und frivolen Spöttereien im Geſpräch mit Paul Lazares erſtarben, ſo wurden auch die Zuſammenkünfte mit jener Bettlerin immer ſeltener, die eine ſo bedeutende Rolle in der Geſchichte der innern Entwickelung ihrer Gönnerin geſpielt hatte. Lamennais ſagt bei Gelegenheit ſeines livre du peuple, daß es im Volke Charaktere und Stimmungen gebe, die, gleich den großartigen altteſtamentariſchen Geſtalten, in einfachen Formen die ganze Richtung und Bedeutung einer Zeit ausſprächen. In ihren Herzen, die fern von Berührung mit den künſtlichen Bewegungen der Gedankenwelt durch die Literatur geblieben ſind, zeigt ſich Haß und Liebe in ihrer urſprünglichen poetiſchen Größe und Wildheit. Es ſind tiefe Schluchten, unergründliche Seen, rauſchende Urwälder und nie zu erſteigende Felſen, und in dieſer nächtlichen Einſamkeit ſitzt der Gedanke, wie der Prophet in der Wüſte, und

ſpricht über die lachende, in Genuß ſich wiegende Welt, ſeinen dunkeln Fluch aus. Eine ſolche Prophetenſtimme erlauſchte Sara's Ohr zufällig, als ſie zum erſten Mal die verworrenen, aber energiſchen Verwünſchungen der alten Martha hörte. Das vornehme, in glänzender Umgebung aufgewachſene Mädchen fand hier eine in Lumpen gehüllte Genoſſin ihrer Anſichten. Die ſchöne, keuſche Bruſt der achtzehnjährigen Jungfrau ſympathiſirte in ihrem Schmerz mit dem verwilderten, rohen und durch gefühlloſen Haß verhärteten Herzen einer verachteten Bettlerin. In die Sarkasmen der Alten, beißende Spöttereien, die gleich den Waffen der Wilden kunſtlos, aber vergiftet waren, erklang zu ihr die Stimme der Wahrheit, die ſie im Schimmer des Salons ihres Vaters vergeblich ſuchte. Die arme Sara, ſie ſuchte in der Dunkelheit, die ſich über ihre forſchende Seele lagerte, nach einer Stütze, einem Lichte und ſie ergriff eine Brandfackel, die ſie erſchreckte, und einen Dornenſtab, der ihre Hand

verletzte. Auf Sara's einſamem Wege mußte nothwendig eine Geſtalt, wie die Julians, ihr entgegentreten, um ſie vor frühzeitig erſtarrender Reſignation zu bewahren, und das Geſchick war ſo gütig, ſie auf dieſe Erſcheinung nicht zu lange warten zu laſſen. Sie rettete ſich vor Erbitterung und Spott in den milden Glanz eines ſchönen jugendlichen Stolzes, der mit Wärme hoffte, und mit Kraft erſtrebte. Sara fand in Julian ihr Herz und ihre Jugend wieder.

Es herrſchte ſchon lange in den häuslichen Zuſammenkünften des Banquiers die ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß man ſich gewöhnen müſſe, Sara und Julian als zwei gänzlich abgeſonderte, allein auf ſich und auf einander angewieſene Weſen zu betrachten. Wollten ſie ſich hier und da dem Familienkreiſe und deſſen oft ſehr bunt zuſammengefügten Intereſſen nähern, ſo wurde dieſes faſt wie ein Beſuch angeſehen, den erhöhter Geſchmack und Intelligenz einer niederen Sphäre des geſelligen Talents abſtattete.

Man begrüßte herzlich und mit einer Art von Triumph die beiden ſchönen Geſtalten, wenn man ſie ſchon von fern aus dem Dunkel eines einſamen Parkweges hervortreten ſah, aber man ließ es eben ſo gern geſchehen, daß ſie ſich nach einer Weile wieder in dieſes Dunkel zurückzogen, und den Austauſch ihrer myſteriöſen Gedanken fortſetzten. Auf dieſe Weiſe hatte Julian ungeſtört eine Zeit ſeltenen Genuſſes verlebt; er fühlte ſich glücklich und ahnete nicht, daß der Garten dieſes Paradieſes plötzlich und auf immer für ihn geſchloſſen werdeu könne.

Eines Morgens, als eben Anſtalten zu einem Spazierritt getroffen wurden, den die jetzt völlig geneſene Jenny zum erſten Mal wieder mitmachen ſollte, kam dem ungeduldigen Julian auf dem Gange zum Landhauſe ein Mann entgegen, der, trotz des Zierlichen und Friedfertigen in ſeinem Weſen und ſeiner Umgebung, doch auf ſeine Sinne wie die Erſcheinung eines Unheil verkündenden Geſpenſtes wirkte. Es war dieſes der

ſehr ehrenwerthe Herr Braun. Er hatte ſich in nichts verändert; ſein Toupé war nicht um Zollbreite geſtiegen oder geſunken, die Hand bewegte mit derſelben Zierlichkeit das Stöckchen auf und nieder, und die Schuhe des Herrn Braun befanden ſich, trotz deſſen, daß es überall einen unerträglichen und unausweichbaren Staub gab, doch in ihrem gewohnten ſpiegelglänzenden Zuſtande. „Ach!“ rief der Mann des „Syſtems und der Berechnung,“ „ich komme eben noch zur rechten Zeit, Herr Graf, um Ihnen mein Compliment über Ihr friſches Ausſehen und Ihre elegante Toilette zu ſagen. Ein paar Minuten ſpäter, und Ihr flüchtiger Rappe hätte Sie ſchon aus dem Bereich aller meiner höchſt reſpektvollen Lobſprüche gebracht. Nicht wahr, ich ſagte die Wahrheit? O Herr von Melas verſteht zu leben, und die Einkünfte ſeiner Tochter —“

„Wenn ich mich nicht ſehr irre,“ rief Julian raſch dazwiſchen, „ſo ſagt mir Ihr Blick, daß Ihre Taſche Briefe für mich birgt?“

„Mein Blick und meine Taſche verſtehen ſich, wie ich ſehe, ſchlecht auf's Geheimhalten. Hier ſind zwei Briefe, voilà tout.“

„Werden Sie nicht böſe ſein, verehrter Herr, wenn die Neugierde mich drängt, ſie gleich in Ihrer Gegenwart zu leſen?“

„Thûn Sie nach Gefallen, ich bitte. Briefe ſind gleich Fürſten, man darf ſie nie warten laſſen. Ich ſetze mich unterdeſſen auf dieſe Bank, und bewundere die Natur.“ Er reinigte, noch lächelnd über ſeinen Vergleich, einen Platz auf der Bank, und ließ ſich gemächlich nieder, um in der Sonnenhitze und beläſtigt von Fliegen ſeinem Enthuſiasmus von Zeit zu Zeit durch kleine beſcheidene Exklamationen Luſt zu machen. Julian durchflog unterdeß die Briefe, und wie die letzte Zeile beendet war, zeigte ſich ſeine noch eben ſo blühende Wange bleich, und ſein Blick finſter. Er faßte ſich ſchnell, als er Sara und die Geſellſchaft auf ſich zukommen ſah. Die Pferde wurden beſtiegen und der Zug ſetzte ſich in Be=

wegung. Nie war die kleine Geſellſchaft heiterer geweſen, als dieſen Morgen, und nie fühlte ſich Julian weniger aufgelegt, in ihre Scherze, in ihr Gelächter mit einzuſtimmen. Sara's aufmerkſamem Auge entging die düſtere Wolke nicht, die eine Stirn beſchattete, auf der ſie ſeit längerer Zeit gewohnt war, ihre liebſten Gedanken, ihre ſtolzeſten Ideen im Einklange verkündigt voraus zu leſen. Sie näherte ſich mit ihrem Pferde Julian und mehr ihr Blick als ihre Lippen forſchten um die Urſache ſeines Unmuths, aber er wich zum erſten Male dieſer verführeriſchen und für ihn ſo mächtigen Stimme aus. Sein Leiden war zu tiefer und zu geheimnißvoller Art, als daß er hätte wagen ſollen, es zu offenbaren.

Nach einer ſchlaflos vollbrachten Nacht machte er am andern Morgen Anſtalten zur Abreiſe. Morton fand ihn, wie er Papiere ordnete und Koffer packen ließ. „Wie,“ rief der Britte erſtaunt über ſo unerwartete Anſtalten, „Sie wollen das gaſtfreundliche Haus des Herrn von Melas verlaſſen?“

„Ich muß, beſter Sir Charles; es iſt keines-weges mein freier Wille. Pflichten von Bedeu-tung ſind es, die mich zurück in meine Heimath rufen.“

„Aber ich? wo ſoll ich bleiben?“

„Hier; wenn es Ihnen gefällt. Späteſtens in drei oder vier Wochen könnte es ſein, daß wir uns in Wien wieder ſehen.“

„In Wien? Alſo Sie wollen doch noch nach Wien?“

„Freilich. Und Sie nicht?“

„Aufrichtig geſtanden, ich habe den Muth verloren. Der Banquier hat mir ſo viel von der Tyrannei vorgeſprochen, und ich — liebe die Freiheit.“

„Das ſind Vorurtheile, theurer Sir.“

„In einem Lande, wo keine freie Preſſe herrſcht und wo es mir nicht erlaubt iſt Carrikaturen auf die Regierenden zu zeichnen, iſt nicht der Ort, wo ich mich wohl befinden kann. Ich werde nach Paris gehen.“

„Ganz wohl; allein in Paris kann man keine deutſchen Sitten lernen.“

„Das iſt wahr; nnd ich ſchreibe eben eine Abhandlung über die deutſchen Sitten.“

„Gott behüte, machen Sie es doch ja nicht ſo, lieber Freund, wie Viele, die über unſer gu=tes Deutſchland urtheilen, ohne mehr davon zu wiſſen, als was ſie zufällig in einer Converſation bei Very oder in den quatre frères provincaux gehört haben.“

„So werde ich denn nach Wien gehn; aber ich werde mich dort ſehr ſchlecht befinden.“

„Darauf wollen wir es ankommen laſſen. Alſo ich treffe Sie in Wien. Hier haben Sie die Addreſſe meines Banquiers.“ Beide Freunde drückten ſich die Hände und ſchieden unter den herzlichſteu Verſicherungen von einander. Sir Charles miſchte ſich nie in die Angelegenheiten ſeiner Freunde, und obgleich er wohl eigentlich gerne hätte wiſſen mögen, weshalb grade jetzt Julian wegreiſete, da Jedermann im Hauſe des

Banquiers die Veröffentlichung ſeines Verhält=niſſes zu der Erbin erwartete, ſo war er ſtill=ſchweigend überzeugt, er müſſe vollwichtige Gründe haben ſo und nicht anders zu handeln, und da=bei beruhigte er ſich.

Der Commerzienrath gab dem Scheidenden Zeichen aufrichtiger Theilnahme, nicht ſo die Grä=fin, die dieſe ſchnelle Abreiſe mindeſtens für un=ziemlich hielt. Sara bat ihn eine kleine zierliche Ausgabe von Shelley zu behalten, in dem ſie noch zuletzt zuſammen geleſen hatten. Auf der letzten Seite fand Julian mit bloßen Bleiſtiftzü=gen folgende Zeilen geſchrieben:

Bleibe, wie Du mir erſchieneſt, ſtolz mit Jugend angethan,
Und in dieſer Welt der Knechte ſei der wahre Edelmann.

Drittes Buch.

Leontine.

Erſtes Kapitel.

— „Pünktlich,
Wie Liebende zu der beſtimmten Stunde,
Halt ich Zuſammenkunft mit meinem Schmerz.“
Young.

Vergönne, Leſer, daß wir Dich aus einer glänzenden Umgebung voll Anmaßung und Prunkſucht in eines jener beſcheidenen Dörfer verſetzen, wie Du ſie im nördlichen Deutſchland findeſt, gleich demuthvollen Landſchönheiten hinter einem Schleier von Hängebirken und dunkeln Weiden verſteckt, und von dem ſchmeichelnden Gekoſe eines luſtigen Bächleins umbändert. Es iſt das einſam gelegene Pfarrdorf, wo Julian ſeine Geliebte vor dem argliſtigen Späherauge verborgen hält.

Dort wo die einzige Straße, die das Dorf durchſchneidet, in ihre letzten Häuſer ausläuft, wo dicht an dieſen Marken ein ſchattiges Laubgehölz mit einem nur wenig befahrenen Landwege anſchließt, findet der Blick ſeitwärts dicht am Waſſer ein Häuschen, das, ſo wie es ſich ſelbſt von der Gemeinſchaft der andern Gebäude der Straße losgemacht hat, auch zugleich den abgeſchiedenen und für ſich beſtehenden Charakter ſeiner einſamen Bewohnerin auszudrücken ſcheint. Von Fachwerk aufgeführt und mit einem Dach von Schieferplatten unterſcheidet es ſich in nichts von dem „Bauſtyl" des Dorfes, nur ein reicheres Gehänge von Epheu, das an den hellen, aber kleinen Fenſtern heraufrankt, und ein Garten vor der Hausthüre, der ſorgſamer gepflegt iſt, und mit zum Theil ſeltenen Gewächſen prangt, zeigt einigen Unterſchied, und läßt auf die behagliche Exiſtenz eines Pächters oder eines reichen Bauern ſchließen. Aber ein ſolcher Phönix im Dorfe würde ſich wohl ſchwerlich entſchließen ſeine

Beſitzung mit ſo geheimnißvoller Stille und in ſo gänzlicher Entfernung von dörflicher Prunkſucht zu bewohnen. Nie ſah man die Thür dieſes Gärtchens gaſtlich geöffnet, man wußte in dieſer Gegend ſich nicht zu beſinnen jemals den Ton einer Geige gehört zu haben, und dem Grasteppich, der den Garten einſchließend ſich bis an des Bachesufer herabzog, raubte von ſeinem üppigen Wuchſe kein Fuß eines fröhlichen Beſuchers etwas; auch ſah man nicht eine fröhliche Geſellſchaft bei der Kanne und Zeitung die Reſte ihres Mahles darauf ausſchütten. Die Vorhänge der drei nach der Straße gewandten Fenſter waren immer zugezogen, und nur das eine Fenſter nach dem Fluß und der weiten Wieſe jenſeits hin war größer als die andern, und ſtand offen. Wer hierher einen Lauſcherblick ſich eroberte, konnte die Bewohnerin dieſes ſtillen Hauſes ſehen, eine junge bleiche Frau, entweder mit einem Buche in der Hand, oder den Blick in Gedanken auf die Landſchaft gerichtet. Es war jetzt ſchon ein Jahr,

das man ſie im Dorfe hatte und noch immer konnte es für unentſchieden gelten, wer ſie eigentlich war. Man nannte ſie die Schulmeiſterin; das war ein geheimnißvoller Titel, den eine Aeußerung des Pfarrers veranlaßt hatte, der da behauptete, die Fremde hätte früher in einem adeligen Hauſe Unterricht gegeben, wohne aber jetzt ihrer geſchwächten Geſundheit wegen hier auf dem Lande. Dieſe Auslegung paßte vortrefflich, ſie erklärte das ſtille Leben, die gedankenvolle Miene, und das beſcheidene, etwas ſtolze Weſen der „ſchönen Mamſell" ganz beſonders gut; nur der Schulmeiſter im Dorfe hatte dagegen viel auszuſetzen. Die Fremde war ihm zu jung, um Anwartſchaft auf ein ſo peinliches und wichtiges Amt zu haben. Er maß ſeine eigene dornenvolle Laufbahn gegen das Frühlingsalter dieſes weiblichen Pädagogen ab, und entdeckte, daß die Wiſſenſchaft unmöglich ihre Diener in ſo kurzer Zeit zu irgend erheblichen Triumphen führen könne. Die Schulmeiſterſchaft der jungen Dame wurde

ihm daher ſofort verdächtig, und er ging nie an ihrem Hauſe vorüber, ohne etwas von „wiſſenſchaftlicher Prüfung“ und „Durchſchlüpfen durch allzugefällige Examinatoren“ zu murmeln. Ach die arme Leontine war ganz unbezweifelt durch die „Schule der Leiden“ gegangen, und die härteſten „Prüfungen“ waren dieſem Herzen nicht fremd geblieben.

In der Abendſtunde, wenn im Dorfe die Glocke den Beginn der Muße nach beſchwerlicher Arbeit verkündete, konnte man regelmäßig jene ſo ſtreng verſchloſſene Thür ſich öffnen und die leichte ſchlanke Geſtalt hervortreten ſehen, die ihren gewöhnlichen Spaziergang am Fluſſe hinunter durch's Wäldchen ziemlich weit hinaus bis zu dem Punkte verfolgte, wo der Dorfweg in die große Landſtraße mündete. Hier befand ſich ein kleiner unter Dach gebrachter Sitz, der früher eine Art Kapelle am Wege gebildet hatte, und von der noch eine Niſche ſichtbar war, in der ſich öfters Blumenkränze oder Sträußer hin=

gelegt fanden, vielleicht noch fromme Spenden, die dem Andenken dieſes früher geweihten Plätzchens galten. Auf dieſer Bank ruhte Leontine aus, hier ſaß ſie und ſah dem ſcheidenden Lichte der Sonne nach, hier floſſen ihre einſamen Thränen. Wenn ſie dieſes Opfer vollbracht hatte, kehrte ſie heim, um dann wieder eine kummervolle Nacht, und einen einſamen Tag mit geſtärktem Muthe zu ertragen. Wurde ſie an dieſem Gange verhindert, ſo laſtete der Kummer doppelt auf ihrem Herzen, und dauerte dieſes Aufſchieben ihrer ſtillen Andacht über mehrere Tage hinaus, ſo folgten Symptome einer ernſtlichen Krankheit. Es giebt im Leben der unglücklichen Liebe eine gewiſſe Folge heiliger Feſttage, an deren Feier das arme Herz mit unverbrüchlicher Treue hängt, und oft liegt in dieſem religiöſen Cultus der einzige Troſt gegen Schmerzen, die ſonſt durch ihre ſtete Wiederkehr uns bis zum Wahnſinn peinigen würden.

Jene Kapelle am Wege war der Ort gewe-

ſen, wo Julian von Göttingen kommend mit ſei=
ner Geliebten zuſammengetroffen war. Hier hatte
das Auge der Liebe ſchon lange vorher auf ſein
Erſcheinen gelauſcht, hier das Ohr aus weiter
Ferne ſchon das Rollen des Wagens gehört, der
den theuren Gaſt brachte. Und manches Mal
hatte er, die Erwartende mit Abſicht täuſchend, es
vorgezogen zu Fuß hinauszuwandern, um dann,
wenn ſie ſchon in Reſignation den Rückweg an=
treten wollte, plötzlich aus dem Gebüſch hervor=
tretend, den Kuß ſeeliger Ueberraſchung auf ihre
erröthende Wange zu drücken. O, welche Feder
beſchreibt ſie, dieſe kleinen Kämpfe, dieſe Ueberra=
ſchungen, dieſe Entzückungen und Schmerzen ei=
ner ſtillen Liebe? und welches Bild giebt alle die
heimlichen Seeligkeiten, die dunkle, ſchauerliche
Fülle von Empfinden wieder, die den Schauplatz
des Glückes ſo friſcher jugendlicher Herzen zu ei=
nem ewigen Erinnerungsort für's ganze Leben
machen. Die Quelle von Vaucluſe hörte die
berühmten Klagen Petrarca's; allein nicht ihm

allein, Jedem von uns, wenn wir ernſtlich for=ſchen, blüht eine ſo geweihte Stätte, und irgend wo auf der Welt lebt das Plätzchen, das unſre erſte Thräne benetzte, über das unſer erſter Seuf=zer des Entzückens und der Luſt dahinwehte.

An dem Abend, wo wir unſre Leſer in dieſes Dorf geführt, trat die einſame Wandlerin ihren Weg zur Kapelle zum erſten Mal wieder an, nachdem ſie ihn während zweier Wochen ausge=ſetzt hatte. Der Pfarrer begleitete ſie heute, und auf den Arm dieſes würdigen Greiſes ſtützte ſich die ſchwache, von Krankheit und Kummer gebeugte Geſtalt. Während die Klarheit des Abendhim=mels, die Friſche der Vegetation und der ſchim=mernde Spiegel des nahen Waſſers auf die Seele Leontinens einen günſtigen Eindruck hervorbrach=ten, bemühte ſich ihr geiſtlicher Pflegevater an=dererſeits die Troſtloſigkeit und den Kleinmuth zu verſcheuchen, der während des langen Still=ſchweigens Julians in ihrem Gemüthe Wurzel gefaßt. Als beide die Kapelle am Wege erreicht

hatten, ließ ſich Leontine auf die Bank nieder, und verbarg ihr Antlitz, indem ihre Thränen floſſen. Der Pfarrer überließ ſie ungeſtört dem erſten ſtürmiſchen Andrange ihres Leids, dann jedoch erneuerte er mit ſanfter, aber ernſter Stimme jene Troſtgründe, an denen ſeine väterliche Geduld und ſeine innige Theilnahme für die Dulderin ſo reich waren. Leontine wandte ſich zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte mit einem Strahl von Hoffnung in ihrem ſchönen Auge: „Alſo Sie glauben, mein Vater, daß er auf Ihren letzten Brief antworten wird?"

„Noch mehr, liebe Tochter, ich hoffe ihn bald ſelbſt hier zu ſehen."

„Ach!" rief Leontine mit dem freudigen und zugleich bangen Schrei eines Kindes.

„Aber vergeſſen Sie dann nicht, meine Liebe," fuhr der Alte mit erhöhtem Ernſte fort, „ihn an ſeine Pflicht zu mahnen. Im Taumel der Welt und der Zerſtreuungen könnte er die heilige Zuſage, die er Ihnen gethan, nicht vergeſſen, deſſen

halte ich ihn nicht fähig, aber noch weiter unerfüllt laſſen. Sie ſind das ſich ſelbſt, ſie ſind es ihrer Mutter ſchuldig.“

„Werde ich aber wohl den Muth haben?“ ſeufzte Leontine und ließ ihre Hände gefaltet in den Schooß ſinken.

„Sie werden ihn haben, liebe Tochter. Der Gedanke an Gott, an die Tugend wird Ihre Seele ſtärken.“

„Ich habe ſo viel gelitten die letzte Zeit,“ ſagte ſie mit kaum hörbarer Stimme. „Wie ich ihn für untreu hielt, ſo war mein Herz gebrochen. Ach, ich könnte dieſe Tage nicht wieder erleben, mein Vater!“ Sie lehnte ihr Haupt bei dieſen Worten an die Bruſt des Greiſes; dann raffte ſie ſich ſchnell auf, ſah ihren Gefährten ſcharf ins Auge und fragte mit einer faſt fieberhaften Eile: „aber Sie haben ihm doch nicht geſchrieben, daß ich krank geworden?“

„Das that ich.“ —

„Wozu das? Wenn er nun dieſen zufälligen Umſtand für einen Vorwurf nähme?“

„Kein zufälliger Umſtand, Leontine, und wohl ihm, wenn er für einen ſolchen Vorwurf Gefühl zeigt. Ich ſagte Ihnen ſchon, Sie werden ihn vielleicht bald in Ihre Arme ſchließen. Die Zeit der Prüfung iſt vorüber.“

Leontine faltete ihre Hände und blickte mit einem Ausdruck unbeſchreiblicher Freude und Demuth in den Abendhimmel; plötzlich veränderte ſich ihre Miene, die Ruhe ſchwand daraus fort, und die Züge nahmen den Charakter geſpannter lauſchender Aufmerkſamkeit an. Sie beugte ſich vor, und ſchien einer Stimme aus den abendlichen Gebüſchen heraus zuzuhorchen. Der Geiſtliche, der um die noch nicht ganz Geneſene beſorgt war, folgte dieſen lebhaften Bewegungen mit Beſorgniß, er wollte eben eine Frage an ſie thun, als ſie mit aufgehobenem Finger ihm Stillſchweigen gebot. „Hören Sie nicht?“ ſagte ſie dann leiſe, und wie im Traume ſprechend, „hören Sie nicht

das Rollen eines noch ſehr entfernten, aber ſich hierher bewegenden Wagens?“ Der Pfarrer vernahm nichts. Sie lauſchten beide eine Weile, dann drückte Leontine ihre Hände krampfhaft auf's Herz und flüſterte: „Er iſt's! — ich fühl's an dem Klopfen meines Herzens! Ach, wie ertrage ich dieſen Augenblick.“

Jetzt hörte man deutlich einen Wagen die Landſtraße herauf kommen; die Hornklänge des Poſtillons drangen in die ſtille Abendlandſchaft. Leontine lehnte, blaß wie eine Sterbende, an der Schulter ihres Freundes; plötzlich ſprang ſie auf, und flog auf der Straße dahin. Nur mit Mühe folgte ihr der Pfarrer. Er wußte um dieſes Zuſammentreffen, denn ein Brief Julians hatte ihm die Stunde ſeiner Ankunft beſtimmt, ſeine Beſorgniß war nur, daß Leontine noch nicht ſtark genug ſein möchte, den Moment der Ueberraſchung und des Entzückens zu ertragen. Mit dieſen ängſtlichen Zweifeln belaſtet hätte er jetzt gern die Zuſammenkunft auf einen günſtigeren

Moment verſchoben, allein es war unmöglich den Umſtänden zu gebieten. Immer raſcher flog der Wagen, immer geringer wurde der Zwiſchenraum zwiſchen dem Erſehnten und der Geliebten; endlich war das Ziel erreicht, und Leontine ſank ohnmächtig in die Arme Julians. Der Pfarrer kam noch zur rechten Zeit um ſie mit Hülfe ſeines jungen Freundes in die Kapelle zu führen, während der Wagen dem Dorfe zufuhr. Die letzten Strahlen der Abendſonne beleuchteten eine ſchöne Gruppe.

Zweites Kapitel.

Komm, laß uns noch ein Mal die hängenden Gärten, in denen meine Kindheit einheimiſch war, durchlaufen. Nicht wahr, die Gärten waren ſchön, zauberiſch? —

Bettina.

Welche Gefühle auch in dem Buſen Julians geherrſcht haben mochten, als er ſich in den Wagen warf, und zum letzten Male ſein Blick auf die Villa des Banquier's fiel, zum letzten Male das Rauſchen der herrlichen Baumgruppen in ſein Ohr tönte, unter denen er ſo oft mit Sara gewandelt, in deren Zweigen die prophetiſche und heilige Stimme dieſes wunderbaren Mädchens ihm noch nachzutönen ſchien — jetzt, da vor ſeinem Auge der Schauplatz ſeiner Jugend ſich wie-

der öffnete, erfüllten ihn nur die ernſten Gefühle der Pflichten, die ihn hierher riefen, und die Sirenenlaute der Vergangenheit tönten aus immer weiterer Ferne zu ihm herüber. Es liegt ein ſtarker und ausdauernder Muth in dem Bewußtſein eines feſten rechtlichen Entſchluſſes; Julian fühlte dieſen Muth, und er ſtärkte ihn in dem Augenblicke, als er die blaſſe, kranke Geliebte ſeiner Jugend wieder in ſeine Arme ſchloß. Er war gekommen, ihr das Unrecht und den Leichtſinn früherer Jahre abzubitten und erſchrak, als er die Merkmale ſeiner Schuld auf dieſen eingefallenen Wangen, dieſen einſt ſo glänzenden und jetzt faſt erloſchenen Augen, dieſer zitternden Stimme, und dieſen wankenden Schritten ſah. „Leontine,“ ſagte er mit der ſanfteſten Stimme, als ſeine Küſſe ſie aus der Erſtarrung geweckt hatten, „ich werde Dich jetzt nicht wieder verlaſſen. Vergieb mir Leontine — ach, kannſt Du mir vergeben?“ —

Mehrere Tage, die jetzt Julian in dem Dorfe

zubrachte, und während welcher er öftere Unterredungen mit dem Pfarrer hielt, gaben ſeinen Entſchlüſſen eine feſte Form. Er fand immer mehr in ſeiner Seele die Kraft, jenen glänzenden Ausſichten zu entſagen, die ihm winkten, jene Lichtgeſtalten zu verbannen, die kühne, jugendliche Hoffnungen in ihm rege gemacht. Der Kampf war heftig, aber der Sieg entſchieden.

Wenn er gegen Abend die Geliebte aufſuchte, die er jetzt ſchon als die Gefährtin ſeines Lebens, die Theilnehmerin ſeiner Hoffnungen und Pläne betrachtete, ſo war ſein Weſen gerade ſo heiter und hingebend, wie es in den Tagen der erſten glücklichen Liebe geweſen. Auf ſeiner Stirn ſchwebte nicht der leiſeſte Schatten der Bekümmerniß, oder des Unmuths; ſein Gemüth bewahrte dieſelbe kindliche Offenheit, als hätten unterdeſſen keine bleibenderen und großartigeren Eindrücke auf ſeiner Fläche ſich eingedrückt. Und die glückliche Leontine erblühte in neuer Jugend. Sie eilte an ſeiner Seite durch alle Paradieſes-

gärten der Erinnerung, ſie war wieder das ſchuld=loſe, glückliche Schweizermädchen, das keine grö=ßere Wonne kennt, als durch eine ſeltene Blume, eine ſchöne Frucht ſich ein Lächeln des Geliebten zu erwerben. Ganz Demuth und frohe Kind=lichkeit, lauſchte ſie ihm jeden Wunſch vom Auge und verbarg ihm die Schmerzen, die ſie um ihn gelitten. Mit einer ängſtlichen Haſt ſang ſie die Liederchen ab, von denen ſie wußte, daß ſie ihn früher entzückt hatten, ſie las ihm vor, und im=mer noch waren es die alten Bücher, die er ihr ſelbſt in den Tagen des Glückes gebracht, und in denen ſie, während ſeiner Abweſenheit immer wieder und immer von neuem geleſen. Julian ſah wie in einem Spiegel ſein eigenes Selbſt, wie es noch vor wenig Monaten geweſen; er wandte ſich traurig ab, denn in dieſen Zügen lebte Sara's Andenken noch nicht — ſie waren noch nicht durch den geiſtigen Hauch veredelt und gehoben, den der Umgang mit einem Weſen über ihn verbreitet, das ſo verſchieden fühlte, und ſo

eigenthümlich dachte, daß man es ſchwerlich mit irgend einer andern Erſcheinung im ſpäteren Leben in Vergleichung zu bringen wagte.

Das einfach erzogene Schweizermädchen hatte nichts als die Fülle ihrer Liebe; ſie glich dem Alpenröslein ihrer heimathlichen Gebirge, das ſein poetiſches Daſein in einer reineren Region friſtet und das bald dahin welkt, bringt man es in's Thal, um es dem üppigen Boden eines Kunſtgartens zu überantworten. Leontine wußte nichts von der Uebereinkunft der Geſellſchaft, ſie betrachtete die Stellung der Frauen als gänzlich von dem Willen und der Willkür des Mannes abhängend. Nie hätte ſie, aus eigenem Wunſche, dem Geliebten die Bitte vorgetragen, die Bande, die ſie an ihn knüpften, noch feſter zu ſchürzen; in ihrem Auge waren ſie feſt genug, und in ihrem kindlichen in Demuth ſich ſchmiegenden Sinn wünſchte ſie nichts, als immer um ihn ſein zu dürfen, unter welchem Namen war ihr gleichgültig. Bis in ihr einſames Dorf, wo ſie gebo-

ren, und in dieſes zweite noch einſamere, wo ſie ihr Glück gefunden, drang das Urtheil und die Stimme der Welt nicht; nur in den milden Worten des Pfarrers, und in den Briefen der alten kranken Mutter kamen Wünſche und Ermahnungen zur Sprache, die hier und da ihr Nachdenken weckten, und ſie in unheimlicher Weiſe auf eine, ihrem Herzen völlig fremde Welt aufmerkſam machten. In dem Zeitraum des langen Schweigens Julians waren auch dieſe weltlichen Gedanken ihr quälend geworden, und ſie hatte dem Pfarrer verſprochen, mit dem wiederzurückgekehrten Geliebten ein ernſtes Geſpräch zu führen; allein jetzt in dem vollen Sonnenglanze ſeiner Anweſenheit vergaß ſie alles, was auch nur den Schatten eines Tadels oder einer Unzufriedenheit mit dem Gott ihres Herzens hätte verrathen können. Dieſe Unerfahrenheit, dieſe Liebe und dieſe Demuth zeigten Julian den Weg, den er gehen mußte. Eines Abends erſchien er ſpäter bei ihr, wie gewöhnlich; er hatte einen Brief

an Clemens geſchrieben. Er war ſtiller und er ſchloß Leontinen mit einem ſo feierlichen Ernſte in die Arme, ſein Blick war von einer ſo ungewöhnlichen Rührung feucht, daß das arme Mädchen erſchrak, und in ihrem Herzen ein Weh, wie das bange Vorgefühl kommenden Unheils ſpürte. „Du biſt jetzt mein Weib!“ flüſterte er, indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte. — „Mein Weib auf — ewig! Leontine, macht Dich das glücklich?“ Sie blickte ihn forſchend an, dann ſchloß ſie ihn heftig in ihre Arme und ſank vor ihm zu Boden. Er hob ſie auf — ſie küßte ſeine Hände — ſie weinte, und durch ihre ſchluchzende Stimme hörte er nur in einzelnen Pauſen ſeinen Namen. Er führte ſie einige Schritte weiter und ſie ſank vor einem Kruzifix nieder, das auf einem kleinen Altar in der Ecke des Gemaches ſtand. — —

Julian verließ ſie und brachte die Nacht ſchlaflos in ſeinem einſamen Zimmer zu. Der große Schritt war gethan — der Pfeil von der

Sonne verſandt. Wie es nun auch kommen mochte — gewiſſe Träume, gewiſſe Hoffnungen waren jetzt auf ewig aus ſeiner Seele verbannt.

Der Brief an den Präſidenten lautete wie folgt.

Karlsdorf. —

Ich habe Ihnen, mein väterlicher Freund, ein wichtiges Geſtändniß zu thun, und eine nicht minder wichtige Nachricht mitzutheilen. Der Ort, von wo aus ich Ihnen dieſes ſchreibe, wird Sie befremden, in noch viel höherem Grade wird es der Inhalt meines Briefes. Sie werden mir zürnen, mein theurer Clemens, Sie werden die ſchönen Hoffnungen mit Bitterkeit widerrufen, die Sie einſt für mich gefaßt, allein Sie werden bei alle dem mich nicht tadeln; denn ich kenne Ihr Herz — ich kenne Ihren ehrenwerthen Charakter.

Wenn Sie dieſes Schreiben erhalten, mein Vater, bin ich vermählt, mit einem treuen, liebevollen, einfachen Weibe vermählt. Wie auch

immer in Ihrem Geiſte ſich meine Zukunft geſtaltet haben mag, wie köſtlich Pläne auf Pläne Sie für das Glück Ihres Pfleglings und Sohnes auch gegründet haben mögen, vergeſſen Sie alle; ein ſtilles, armes Mädchen, ohne Vermögen, ohne Stellung in der Welt iſt zwölf Stunden, bevor Sie dieſen Brief erhalten, Gräfin Kallenfels geworden. Sie, ich, die ganze Welt können es nicht mehr ändern. Hören Sie die Geſchichte meiner Liebe, meiner Irrthümer, meiner Schuld. Als ich damals die Reiſe in die Schweiz in ihrer Begleitung machte, lernte ich ein Mädchen kennen, das mich in meiner Krankheit pflegte, und das ich lieb gewann. Wie ich Sie, meinen Freund und Vater, zum Vertrauten meines Glükkes machte, fand ich in Ihnen einen ſchützenden Engel dieſes Bundes. Später trennte ſich unſre Bahn, ich wich von Ihren milden und väterlichen Lehren ab, ich entführte jenes Mädchen aus dem Hauſe ihrer Eltern, und ſie iſt die Stütze, der Stolz und die Freude meiner Jugend gewor-

den. Zweimal raubten ſie mir die Verwandten, und immer wieder fand ich Mittel mich mit ihr zu vereinigen. Seit einem Jahr wohnt Leontine Hofer in einem Dorfe nicht weit von Göttingen. Hier haben Sie das einfache Bekenntniß meiner Schuld, hören Sie jetzt meine Rechtfertigung. Die Grundſätze, in denen ich aufgewachſen, ſie ſind die des ritterlichen Adelsgeiſtes, flößten mir eine unbegrenzte Achtung für die Tugend eines Weibes ein; ich that das Gelübde Leontine meine Gattin zu nennen, welches auch die Hinderniſſe ſein möchten, die ſich mir in den Weg baueten, aber ich verſchob die Gewährleiſtung dieſes Gelübdes auf eine Zeit, wo ich eine Stellung erreicht haben würde, die mir es möglich machen würde, eine Gattin nach meiner eigenen Wahl in die Welt einzuführen. Ich Thor, wußte ich im Voraus die Bebungen meines Herzens zu berechnen, konnte ich die Umſtände ordnen, daß ſie ſich meinem jugendlichen Plane fügten? Ach, es war eine jener zauberiſchen Illuſionen der Ju=

gend, wo wir ſchon die Kraft zu beſitzen glauben, indem wir den Willen zu haben gewiß ſind.

Ich reiſ'te in die Welt hinaus; Leontine blieb daheim, feſt ihr Vertrauen auf mich ſetzend. Ich täuſchte ſie; aber es war jene Täuſchung, die dem unbefangenen Gemüthe begegnen kann, das die Welt nicht kennt; mein Verbrechen fing von dem Momente an, wo ich die unglückliche Leontine und meine Schwüre vergaß. Ich weiß es, daß es eine Frivolität giebt, die im Umgang der vornehmen Zirkel ſich erlernen läßt, die mit den Schwüren ſpielt und heilige Zuſagen, einer vertrauenden Unſchuld gegeben, mit jener Leichtigkeit und Virtuoſität bricht, wie man eine eingegangene Whiſtparthie auf den nächſten Tag verſchiebt. Aber ich handle nach einem ſeltſamen und für die große Maſſe unfaßlichen Aberglauben, nämlich nach dem Gewiſſen. Treubruch und Hinterliſt, welcher Art auch beides ſein mögen, haben eben denſelben ſchreckenvollen Klang für mich, den ſie einſt für die Ritter der Tafelrunde

haben mochten. Ich bin in dieſer unſerer licht-hellen, aufgeklärten Zeit noch ſo feudaliſtiſch ſtreng geſinnt, daß ich meinen Namen zu beflek-ken glaubte, wenn ich einem armen, demuthvol-len Mädchen, einem Mädchen, das keinen welt-lichen Beſchützer hat, deſſen Thränen mich nur allein vor Gott angeklagt hätten, mein Wort gebrochen hätte. Und ſo bin ich denn hier, und der Mann dieſes Mädchens. Noch zur rechten Zeit vernahm ich die drohende Stimme, gerade in dem Moment, wo ein herrliches Geſchöpf meine Siune und meinen Verſtand einzuhüllen begann in ihre zauberhafte Atmoſphäre. Jetzt habe ich vollendet, aber mir ward der Sieg nicht leicht gemacht. Ihnen darf ich es geſtehen, mein theurer Onkel, mein Herz blutete bei dieſem Entſchluß, und ich danke Ihnen nicht, daß Sie mich damals zum Genoſſen Ihrer Reiſe-Genüſſe machten.

Mein Leben wird ſich nothwendig jetzt anders geſtalten, ich entſage allen weit hinausgehenden

Plänen; auch weiß ich, daß ich zugleich den Reichthum einbüße, der ohne dieſes meine Bahn mir geebnet hätte. Ich habe nur einen Ausflug gethan, um ſchnell wieder in die Heimath zurückzukehren. Ich bringe meinen Ehrgeiz, meine Liebe, meine Zukunft meinem jugendlichen Schwure zum Opfer, aber ich thue es nicht mit verzagtem Herzen. Irgendwo wird ſich für mich noch ein Feld wohlgemeinter Thätigkeit aufthun, und von dem, was ich bis jetzt im Ueberfluß gehabt, bleibt mir genug übrig, um mir einen beſcheidenen, ſtillen Wirkungskreis zu ſchaffen.

Ich reiſe auf einige Tage in Geſchäften nach Göttingen. Weil ich wünſche, daß für's Erſte meine Heirath noch geheim bleiben möge, vermeide ich es, in Hannover zu erſcheinen. Sie, mein Freund und Vater, werden mich gewiß in Göttingen aufſuchen.

Drittes Kapitel.

Polonius: „Seht doch, hat er nicht die Farbe verändert, und Thränen in den Augen — Bitte, halt inne.“

Hamlet.

Der Eindruck, den der obige Brief auf ſeinen Empfänger machte, läßt ſich ſchwer beſchreiben. Der Präſident zeigte, vielleicht zum letzten Male in ſeinem Leben, die ganze Leidenſchaftlichkeit ſeines Temperaments. „Wie!“ rief er, „welch eine Tollheit — welch ein mehr als wahnſinniger Streich — ja ich muß ihn kindiſch nennen. Mein Himmel, ich habe es in der Klugheit, behaupten meine Freunde, nie weit gebracht; aber dergleichen — dergleichen vollbrachte ich doch nie! Julian, mein Junge, welch ein unverbeſſer=

licher Thor ſteckt in Dir! Aber es iſt noch Zeit Dich von Deinem Dämon zu befreien; es kommt nur auf einen tüchtigen Exorzismus an, und den zu vollführen bin ich — ja ich im Stande.“

Er hielt in ſeinem heftigen Zornerguß inne, und lief, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in ſeinem Zimmer auf und nieder.

„Es iſt nicht möglich!“ rief er dann wieder heftig — „man ſage mir, was man will; es iſt nicht möglich: eine Landdirne — das Geſchöpf und Spiel eines Augenblicks — die Staffage einer ſchönen Gegend, die ganz alltägliche Zugabe einer Schweizerreiſe — ein klein Wenig Poeſie am Wege — eine Epiſode in einer Epiſode — und dieſe zum Inhalt eines Lebens gemacht! O Thorheit! Warum hab' ich dem Jungen nicht frühe den Seneca in die Hand gegeben, warum nicht ſtatt der nouvelle Héloise die Reflexionen la Rochefoucault's? — Ehre! ſageſt Du — ach mein Kind, was iſt Ehre gegenüber dem zärtlichen, dem ſchönen, dem ewig begehrlichen Geſchlechte?

O ja die kleine Schweizerdirne wird ſich das Opfer gefallen laſſen, ſie wird es nicht grauſam und unzweckmäßig finden, Gräfin von Kallenfels zu heißen — aber ich lebe noch. Du mußt Sara heirathen, mein guter Junge, Du mußt das Vermögen der Tante erben — Du mußt eine glänzende Rolle im Leben ſpielen — Du mußt — Du mußt. —“

Er eilte an die Klingel, und zog heftig drei Mal an der Schnur.

„Ein beſcheidenes Glück! — Pah! Dieſe Schwärmerei iſt mir verhaßt — ich verabſcheue die Dummheiten des Edelmuths. Du, der edelſte Sproſſe des Namens Kallenfels — untergehen wie der kindiſche Stoff einer Idylle? O ich liebe die Idylle, ich habe ſelbſt manche gedichtet und manche in’s Leben geſetzt; (er blieb hier vor einem der großen Spiegel ſtehen und ſchob ſeine noch vollen Seitenlocken mit der weißen beringten Hand durcheinander) — denn ich wußte geiſtreich zu ſpielen, Phantaſie und Gefühl wie ver-

ſchiedene Blumen-Parfüm's mit einander zu miſchen, ich ſcherzte artig und wurde nie ſchwerfällig ernſt — aber Dir — Dir, mein Junge, fehlt viel zu dieſer Meiſterſchaft — aber ich lebe noch."

„Wo bleibt François?" Er klingelte nochmals, obgleich François ſchon daſtand. „Mein Gott! da biſt Du ja — nun ſo ſprich doch."

François fixirte ſeinen Herrn mit einer lauernden, ehrerbietigen Aufmerkſamkeit, die da anzeigte, daß er ſehr wohl wußte in das ruhige Leben ſeines Gebieters ſei eine gefährliche Kriſis getreten. Er zog es aber vor, den erfahrenen Arzt zu ſpielen, der ruhig abwartet, bis alle Symptome der Krankheit gehörig hervorgetreten ſind, um dann ſeine Stimme laut werden zu laſſen, als gleich töppiſch mit ſeinen Vorſchlägen und Fragen hineinzuſtürmen.

Der Präſident nahm eine übereilte Priſe, bei der er den halben Inhalt der Doſe verſchüttete, dann griff er nach einem Gläschen aromatiſchen Salzes, es entglitt ſeinen unruhigen und zittern-

den Händen, ſtürzte zu Boden und zerbrach. So viel Unglück hatte ſich ſeit langer Zeit nicht in dem poetiſchen Zimmer zugetragen. François ſammelte ſtillſchweigend die Glasſplitter, und ſcharrte mit einer Federſpuhle den Taback vom Teppich. Der Präſident ſtand am Fenſter, ſtöberte in ſeiner Buſenkrauſe, und ſchnappte nach Luft.

„Es hat ſich etwas beſonders ereignet, François,“ hub er endlich an, ohne ſich vom Fenſter abzuwenden, und leidenſchaftlich auf die Glasſcheiben trommelnd. „Ich ſage Dir, ich werde Deine Klugheit, Deine Treue nöthig haben. — François, die Paſteten heute morgen taugten den Henker was; haſt Du gehört? — Aber das beiläufig. Es hat ſich was Wichtiges ereignet.“ Er ging im Zimmer auf und ab und blieb dann vor dem Kammerdiener ſtehen, blickte ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an und rief dann mit ſtarker Stimme: „Ich werde eine Reiſe unternehmen. Eine Reiſe — hörſt Du nicht? Morgen — nein, heute noch.“

François verbeugte ſich: „Der Herr Graf befehlen, daß ich den ſeidnen Schlafrock, oder den Herbſtſchlafrock von Kaſchemir einpacken ſoll? die Abende werden ſchon kühl.“

Den Präſident, als er in dem Tone des reſpektvollen Gleichmuths von den gewöhnlichen Bedürfniſſen des Lebens ſprechen hörte, überfiel jetzt die ganze Laſt ſeines außerordentlichen und unerhörten Kummers. Er fand es frevelhaft jetzt an das eitle Gepränge ſeiner gewöhnlichen „Reiſen ins Bad“ zu denken. Er blieb in nachdenklicher Stellung mitten im Zimmer ſtehen, und ſagte mit einem wehmüthigen Ton: „Ach, Franz, es handelt ſich hier nicht um Schlafröcke. Packe zuſammen, was Dir grade gut dünkt — O ich bin ſo erſchöpft — ſo angegriffen! Hab ich das verdient um dich, Julian! — Sara, die Erbſchaft —!“ Er erſchrak, als er ſich ſelbſt laut ſprechen hörte — „Nun, Du ſtehſt noch da?“ rief er, indem er ſich in einen Lehnſeſſel warf. — „Wie Du langſam, ſchwerfällig geworden biſt!

Das macht die Ruhe, François. Ich fürchte, ich werde Dich zu dem liſtigen, gefahrvollen Anſchlag nicht brauchen können, den ich für Dich im Kopfe habe?"

Der Favorit nahm eine treuherzige und beſorgte Miene an. „Hab ich es in Etwas verſehen, ſo ſtrafen Sie mich, gnädiger Herr; aber mißtrauen Sie nicht meinem Eifer, bevor Sie ihn auf die ſtärkſte Probe geſetzt."

„Und wird Er dieſe Probe beſtehen?" fragte der Graf mit einer bekümmerten Miene.

„Wenn es nicht gilt die drei Backenzähne des Sultans von Babylon zu holen?" erwiderte Franz mit einer beſonders tiefen Verbeugung. Dieſer Scherz war kühn, aber er war, wenn man den Charakter des Präſidenten kannte, an ſeiner Stelle. Franz hatte Blicke in die Eitelkeit ſeines Herrn gethan, er wußte, daß ſie ſo weit ging, daß der Poet es gern ſah, wenn ſeine Umgebung Bruchſtücke klaſſiſcher Gedichte anzugeben im Stande war. Lange Zeit hatte er auf

ſeiner Tafel faſt ungenießbare Speiſen geduldet, blos weil er ſich nicht entſchließen konnte, einen Koch wegzuſchicken, der ſich ihm zuerſt mit Rumohr's Kochbuch unterm Arm vorgeſtellt hatte. Das Citat aus ſeinem Lieblingsdichter, Wieland, machte ihm daher, mitten in ſeiner Bekümmerniß, lebhafte Freude. „Nein, mein Sohn, rief er lächelnd. Es gilt hier weder jene berühmten Zähne, der Vers, wo dieſe Forderung von Karl dem Großen ausgeſprochen wird, iſt beſonders ſchön, noch den heiligen Graal, noch ſonſt ein fabelhaftes Wunder zu erbeuten. Nein, die Sache iſt ganz einfach — wir reiſen noch heute Abend — die Nächte haben Mondſchein — nach Karlsdorf — hörſt Du wohl? dort —; doch das Weitere findet ſich.“ —

„Um acht Uhr werde ich Poſtpferde beſtellen,“ ſagte Franz. „Wenn Euer Excellenz vom Geſandtendiner kommen, ſo finden Sie alles bereit.“

„Ich werde nicht auf dieſes Diner gehen, François. Gott, ſeh ich wohl aus nach Liebens-

würdigkeit? Es werden Damen dort ſein, die kleine Lady Jeane, die meine Gedichte überſetzt, die Närrin. Nein, Franz, ich gehe nicht zum Diner. Beſtelle Deine verwünſchten Pferde um ſieben Uhr — hörſt Du, um ſieben! und jetzt laß mich allein.“

Der Präſident verſank, als der Kammerdiener fort war, in einen Zuſtand halber Ohnmacht. Er lag auf dem Seſſel, das Haupt auf der Schulter, und mit der Rechten ſich Luft zufächelnd.

Viertes Kapitel.

La sincérité est une ouverture de coeur. On la trouve en fort peu de gens; et celle que l'on voit d'ordinaire n'est qu'une fine dissimulation pour attirer la confiance des autres.

la Rochefoucault.

Der Präſident langte in den ſpätern Stunden des Nachmittags in dem Dorfe an, wohin ihn ſeine Beſtimmung rief. Der Wirth des einzigen, nach ländlichem Maaßſtabe eingerichteten Gaſthofs erſchrack, als er den zierlichen Reiſewagen vor ſeiner Thür halten, und daraus einen Herrn ſteigen ſah, der am Podagra und der üblen Laune, zwei ſehr vornehmen Krankheiten, zu leiden ſchien. Er ſetzte ſogleich das ganze Perſonal ſeines Hauſes in Bewegung, um, ſo viel

es ſich thun ließ, den verwöhnten und eigenmächtigen Forderungen eines ſo beſondern Gaſtes zu genügen. François nahm drei Zimmer für ſeinen Herrn in Beſchlag, und es waren gerade die, welche ihre Fenſter nach dem ſtillen, aber romantiſchen Platze öffneten, wo die „Schulmeiſterin“ ihre geheimnißvolle Reſidenz aufgeſchlagen hatte. Dieſe Lage ſeiner Zimmer konnte dem Präſidenten nicht willkommen ſein; er hatte hier ſein Ziel vor Augen, und konnte jede Minute, wo es ihm gefiel, einen Blick in's Freie zu thun, an die Wichtigkeit ſeiner Miſſion erinnert werden. Er nahm ſeine Lorgnette zur Hand, und beobachtete ſcharf das Häuschen und die Umgegend, wo eine ſeinem Glücke und ſeinem Ruhme ſo gefährliche Bewohnerin ihr Standquartier aufgeſchlagen hatte. Während Franz, mit den Unvollkommenheiten der Küche eines ländlichen Gaſthofs kämpfend, Vorbereitungen zum „Thee“ ſeines Gebieters traf, richtete der Präſident mit der Miene der Unbefangenheit einige Fragen an den Gaſtwirth:

„Mein lieber Freund,“ hub der Mann an, der ſich ein beſonderes Geſchick zutraute, mit den untern Klaſſen zu verkehren, „ich ſehe da ein recht hübſches Häuschen, ſag' Er mir, wem es gehört.“

„Excellenz ſind zu gütig —“

„Aber ich bin keine Excellenz, mein Freund,“ fiel ihm der Präſident barſch in die Rede, „ich heiße Herr Bauer, und bin ein reicher Kaufmann; hat Er verſtanden?“

„Vollkommen,“ erwiderte der Wirth mit einiger Empfindlichkeit. „Jenes Häuschen gehört einem Manne — oder eigentlich einer Frau — in Wahrheit aber —“

„Keinem von Beiden,“ fiel der Präſident ihm raſch in die Rede.

„Ja wohl, Keinem von Beiden. Es wurde von einem reichen Herrn gemiethet, der es, wie man hier im Dorfe erzählt, Eure Excellenz — oder wie ich ſagen wollte — Herr Bauer, Sie werden es nicht übel nehmen, aber man erzählte

hier im Dorfe, daß dieſer reiche, junge und vornehme Herr es benutzte, um ſeine Geliebte, nun wie nennt man es doch in der großen Welt? — ſeine Maitreſſe — hineinzulogiren. Ich habe darüber kein Urtheil. Andere ſagen überdies, daß das Mädchen ein Muſter von Tugend, und nur durch Armuth gezwungen ſei, dieſen Aufenthalt zu wählen."

„Ich kann alſo wählen?" rief der Graf mit Lächeln. „Tugend oder Laſter?"

„Ganz zu Befehl!" erwiderte der Wirth, der den gnädigen Spaß nicht verſtand, und entfernte ſich aus dem Zimmer. Der Präſident ließ ſich mit einer kummervollen Miene vor dem Fenſter nieder. Der Mann mit dem weichen, gefühlvollen Herzen, der Mann, der in ſeinen Gedichten die ſchuldloſe Liebe apotheoſirte, der Mann der ſanften Grundſätze, der Verehrer des ſtillen Glückes und der offene Widerſacher der kalten und egoiſtiſchen Prinzipien, nach denen die Welt Liebe und Glück abmißt, derſelbe Mann ſitzt jetzt

und brütet über Zerſtörungspläne, während ſein Auge auf dem friedlichen Reiz einer ſchönen Landſchaft ruht, während er die Hütte betrachtet, in der die Natur und die Liebe jene Träume realiſiren, die ſeine Einbildungskraft ſo entzückend ſich ausgemalt. Aber dieſer Widerſpruch, ſo grell er auch ſich zeigt, iſt doch nur ein ſcheinbarer. Der Präſident hatte es hier mit einer Poeſie zu thun, die ihm im Wege ſtand, die das Glück ſeines Lieblings, und mithin auch ſein eigenes zu zertrümmern drohte, er kannte alſo keine Schonung, keine Rückſichten. Er zerſtörte ohne Gewiſſensbiſſe einen ſchönen Tempel, um aus den Trümmern ein bequemes Wohnhaus zu bauen.

Fünftes Kapitel.

Prospero. — Die Stund iſt da,
Ja die Minute fordert dein Gehör.
Gehorch und merke! —
Shakeſpeare.

Es war am andern Morgen ſehr früh, als der gekrümmte Finger des Präſidenten an der Thüre Leontinens klopfte. Die alte Aufwärterin benachrichtigte ihre Gebieterin, daß draußen ein ältlicher, ſehr vornehm gekleideter Herr ſtehe. Die einſame, in ihren bräutlichen Gefühlen ſchwärmende Leontine wußte nicht, welch einem Zufall ſie einen ſo ungewöhnlichen Beſuch zu verdanken habe; ſie zögerte noch ihre Einwilligung zu geben, als der Graf, der nicht gewohnt war, vor den Thüren der Könige ſelbſt zu warten, mit

einer freundlichen Verbeugung hereintrat, und die kleine, hübſche Hand der Schweizerin mit einem ungeheuchelten Enthuſiasmus an ſeine Lippen drückte. Einem Andern hätte die Rolle der Falſchheit, die er gegenüber der Unſchuld und Schönheit zu ſpielen hatte, in Verwirrung gebracht, allein den vollendeten Weltmann beſchäftigte nur der Gedanke, wie eine ſchwierige Aufgabe in der beſten Art zu löſen ſei. Er nahm die Formen der großen Welt zu Hülfe, wo die innere Probehaltigkeit rechtlicher Geſinnung fehlte, er zwang ſich, in dem hübſchen, unſchuldvollen Geſchöpfe, das ihm mit Demuth entgegentrat, nur die feindliche Gewalt zu erblicken, die eine gefährliche Stellung gegen ſeine Hoffnungen und Pläne uſurpirte, und es gelang ihm, die Wirkung der Reize ſeines Opfers völlig unwirkſam zu machen. Er fing an zu vergeſſen, daß ein hübſches Mädchen vor ihm ſtand, die mit ihrem großen, blauen Auge ihn voll Leben und zärtlichem Gefühl anblickte, und ſah nur die künftige

Gräſin Kallenfels, und ſein Ton gewann die gehörige Feſtigkeit und Stärke.

„Ich begrüße,“ hub er mit reſpektvoller Miene an, „die Gemahlin meines Gönners und Freundes, des Grafen Kallenfels? —

Leontine erröthete.

„Dieſe Antwort genügt mir. Ihre Vermählung iſt ſchon vollzogen?“

„Noch nicht,“ entgegnete die Braut Julians. „Wenn der Graf von einer Reiſe von wenigen Tagen zurückkehren wird —“

„Ich verſtehe;“ entgegnete der Präſident mit einer tiefen Verbeugung. „Sie haben jedoch Dokumente in Händen?“ —

„Wie meinen Sie das?“

„Ein Eheverſprechen,“ ſagte der Präſident mit unbefangener Miene. Leontine erhob ſich, im Begriff das Papier, das ihre ſtolzen Hoffnungen enthielt, herbeizuholen; ſie blickte aber in der natürlichen Vorſicht, die der unbefangenſten Unſchuld, als Vertheidigungsmittel gegen die

Klugheit der Welt beigegeben, noch einmal ihren Gaſt an, und als ſie in deſſen Miene die ehrlichſte Treue, die offenſte Gutmüthigkeit entdeckte, zögerte ſie nicht ihm das Dokument zu übergeben, das ihre Zukunft und ihr Glück enthielt. Clemens war entzückt, als er dieſe ominöſen Schriftzüge in ſeiner Gewalt ſah; aber er kannte ſeinen Neffen zu gut, als daß er hätte glauben ſollen, irgend ein verlorenes ſchriftliches Verſprechen, und ſei es von noch ſo großer Wichtigkeit, könne ihn abhalten ſein ritterliches Wort zu halten. Er nahm alſo das Papier mit der Miene der Gleichgültigkeit, und nachdem er einen flüchtigen Blick hineingeworfen, gab er es zurück. „Sie beehren keinen Unwürdigen mit ihrem Zutrauen,“ ſagte er nach einer Weile. „Ich bin der Erſte, der Ihnen aufrichtig Glück wünſcht, gnädige Frau. Zugleich aber muß ich Sie bitten einer Einladung ihres Herrn Gemahls Folge zu leiſten, der ſie erſucht ihm nach Göttingen zu folgen.“ —

„Julian!“ rief Leontine — „Er wünſcht es? O Herr Bauer, wie können Sie nur zweifeln; ich folge Ihnen auf dieſen Ruf an der Welt Ende. Wann ſollen wir reiſen?“

„Noch heute Abend, wenn es Ihnen nicht unbequem fällt.“

„Mir unbequem? — Gertrud! Beſorge meine Reiſekleider.“

Der Präſident war erſtaunt über die Fülle von kindlichem Glauben, den er fand. Er wußte nicht, daß das arme Opfer, das zuerſt durch ihn in die Falſchheit und Lüge der Welt eingeweiht werden ſollte, nie früher betrogen worden war. —

Mitten in ihren eiligen Zurüſtungen blieb Leontine ſtehen, und legte, wie in ſchmerzvollem Nachdenken, ihre Hand an die Stirn. Auf die Frage des Präſidenten erwiderte Sie: „Ach, mein Herr, Sie wiſſen die Gefühle nicht zu beurtheilen, die in meinem Buſen ſtürmen. Hier nahm er geſtern von mir Abſchied, er ſagte mir, daß er mich um wenige Tage als ſein Weib in die

Arme ſchließen werde — und ich — begreifen Sie das? — empfand nichts als Schmerz und tiefe Trauer. Es war mir, als wenn ich ihn nie — nie wiederſehen würde. Ach in dem Herzen einer armen Frau ſind tauſend bange Träume, die nie ein Mann begreift. Aber nicht wahr, mein Herr, Sie bringen mich zu ihm?“ — „Zuverläſſig,“ erwiderte der Präſident. Um wenige Stunden ſpäter ſah man einen Wagen das Dorf verlaſſen, der die Richtung nach Hannover einſchlug. Der Präſident nahm ſeinen Weg nach Göttingen.

Ende des erſten Bandes.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Schim

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Kallenfels

Bd.: 1

Berlin 1839

P.o.germ. 1420 di-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120725-7